ÜBER NATURGEFÜHL IN DEUTSCHLAND

IM 10. UND 11. JAHRHUNDERT

INAUGURALDISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
EINER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN

VORGELEGT

VON

GERTRUD STOCKMAYER
AUS STUTTGART

ACAD. LIBR. BAD. BIBL.

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1910

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.
Referent: Prof. Dr. GOETZ.
1. August 1908.

Erscheint gleichzeitig als Heft 4 der
Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance
im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.

DEM ANDENKEN MEINES VATERS

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung . . . . . 1—6

Erster Abschnitt: **Stellung des Menschen gegenüber den einzelnen sich unmittelbar darbietenden Erscheinungsformen der Natur** . 7—62

Seite

I. Kapitel: Die Natur mit Ausschluß der Tierwelt 7
1. Wald 7
2. Bäume 10
3. Wiesen 14
4. Blumen 14
5. Gestirne 19
6. Tageszeiten 24
7. Jahreszeiten 28
8. Meer 32
9. Flüsse 34
10. Quellen 36
11. Bergwelt 38
12. Ortsbeschreibungen 47
13. Länder 53
II. Kapitel: Die Tierwelt . . . 55

Zweiter Abschnitt: **Aufsuchen der Natur; Naturstimmung**. 62—78

1. Klostergründungen 62
2. Garten 66
3. Reisen 68
4. Jagd 72
5. Rast 74
6. Begräbnis 74
7. Inbeziehungsetzen der Natur zu dem menschlichen Gefühlsleben 75

Dritter Abschnitt: **Die Natur in der Kunst** . . . . 78—81

1. Bäume 78
2. Erdboden 79
3. Himmel 79
4. Wasser 79
5. Allegorien 79
6. Das Psalterium bibl. fol. 23 in Stuttgart 80

Schlußzusammenfassung . . . . . 81—85
Literaturverzeichnis 86
Lebenslauf 87

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552714_0030

Einleitung.

Die Zeit, die zwischen den Karolingern und den Hohenstaufen liegt, ist hinsichtlich des Geistes- und Gefühlslebens bis jetzt wohl die wenigst erforschte Seite des Mittelalters. So haben auch die, die sich mit dem Naturgefühl im Mittelalter beschäftigten, ihr Augenmerk vor allem auf die Minnesänger und dann früher auf die glänzende Kulturblüte unter Karl dem Großen gerichtet. Selbst Alfred Biese in seinem Werke über „Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit" (1888) geht in der Hauptsache mit einem Sprung von den Karolingern zu den Minnesängern über. So ist der Reiz, sich mit der Zeit zu befassen, die zwischen diesen beiden Perioden liegt, besonders groß. Freilich tritt dem Bestreben, hier etwas Licht in das Dunkel zu bringen, eine Schwierigkeit gegenüber in der Beschränktheit der Quellen, aus denen zu schöpfen möglich ist.

In einem Zeitraum, in dem im Vergleich zu unserer eigenen Zeit so verschwindend wenig geschrieben wurde, kann und muß man alle schriftlichen Aufzeichnungen, die irgendwie in Betracht kommen können, heranziehen. Bis auf ganz wenige Ausnahmen sind sämtliche Quellen dieser Jahrhunderte (Dichtungen, Geschichtswerke, Annalen, Legenden, Lebensbeschreibungen, Briefe, Urkunden) lateinisch geschrieben. Waren ja die im Verhältnis zu der Masse der Nation wenigen, die lesen und schreiben konnten, Geistliche, die in lateinisch-kirchlicher Bildung erzogen waren. Diese Tatsache, daß wir nur schriftliche Äußerungen eines Standes der ganzen Nation haben, muß einerseits bei der Gesamtbeurteilung der Aufgabe im Auge behalten werden; andererseits ist dieser Umstand nicht ganz so schlimm, als es zuerst den Anschein haben könnte. Einmal haben wir durch die Geistlichen auch indirekte Laienäußerungen erhalten, und dann weisen diese Menschen desselben Standes glücklicherweise eine ganze Stufenleiter individueller Verschiedenheiten auf. Sie gehören wohl dem großen Organismus der Kirche an; aber daß sie durchaus nicht immer nach ihren strengen Vorschriften

lebten, und daß sich trotz aller Theorie oft genug eine ganz andere Praxis des Lebens herausbildete — ein Umstand, der immer wieder zu Reformen führte — ist bekannt genug. Die Kirche versucht wohl die Lebensfreude zu unterbinden durch den Hinweis auf die Wertlosigkeit dieses irdischen Lebens im Vergleich mit dem ewigen. Doch obwohl diese Erde immer wieder als eine „convallis lacrimarum" bezeichnet wird, entschlüpfen auch Geistlichen, denen es Ernst ist mit den Anschauungen der Kirche, in ihren Schriften Worte, die deutlich zeigen, daß sich eine Schätzung des Wertes des Lebens an sich niemals ganz unterdrücken ließ. Den idealen Forderungen der Kirche entspricht es vollauf, wenn es z. B. in Hrotsuiths Gallikan heißt[1]): „Zu gut kenn' ich den Wert des ew'gen Lebens, als daß, so weit die Sonne scheint, mir irgend etwas teuer wäre"; aber eine Wertschätzung des Lebens verrät es zweifellos, wenn man von einem Menschen schreibt, „daß er nicht die Hälfte der ihm verliehenen Lebenstage verdient habe".[2])

Die einzelnen Quellen.

1. Die Dichtung. „Poesie ist die tiefste Trägerin der Empfindung eines Volkes, daher in erster Linie eine Quelle der Untersuchung", sagt Biese im Vorwort zu seinem anfangs erwähnten Werk, „und innerhalb dieser die Lyrik", wie er Seite 111 ausspricht: „die Lyrik ist die eigentliche Stätte, allwo das in die Natur mit Liebe und nachfühlendem Verständnis sich versenkende Gemüt seinen Empfindungen auch in dieser Hinsicht den innigsten Ausdruck gibt." Die Richtigkeit dieser Anschauung ist im Hinblick auf unsere Zeit z. B. ohne weiteres zuzugeben. In unserem besonderen Falle jedoch würde man ein ziemlich einseitiges Bild erhalten, wenn man sich nur unter den Dichtern und innerhalb dieser wieder in der Lyrik umsehen wollte. Was speziell die reine Lyrik betrifft, so besitzt man aus diesem ganzen Zeitraum überhaupt nur zwei lyrische Gedichte. Diese Tatsache findet zum Teil ihre Erklärung darin, daß die Sprache, in der gedichtet wurde, die lateinische war. Man bedenke, was es heißt, in dieser fremden Sprache die innere Gefühlswelt zu lebendigstem und beweglichstem Ausdruck bringen zu sollen! Bezeichnend ist übrigens, daß das eine dieser lyrischen Gedichte in der unseren Geschmack seltsam anmutenden Form von Versen

1) Hrae Opera, S. 122 (ed. Paul v. Winterfeld) „quia in aestimatione aeternae vitae flocci facio, quicquid habetur sub sole". 2) Thietmar chron. V, 18. MG. SS. III, 723ff.

verfaßt ist, bei denen die halbe Versseite lateinisch und die andere deutsch ist. – Wohl gab es eine Anzahl Menschen in jener Zeit, die in der Sprache der Heimat dichteten, aber diese „fahrenden Spielleute" waren „illiterati", und damit fehlt es an gleichzeitigen Aufzeichnungen ihrer Erzeugnisse. Infolgedessen müssen wir auf Quellen verzichten, aus denen wir vielleicht mit am meisten ungekünsteltes und natürlich aus dem Herzen kommendes Empfinden hätten schöpfen können. Der Dichter genügt also nicht, um ein vollständiges Bild des Naturgefühls in jenen Zeiten zu erhalten, man muß sich nach weiteren Quellen umsehen.

2. Briefe. Fiele die Aufgabe der vorliegenden Arbeit in eine moderne Zeit, so würde man zunächst der Dichtung Privatbriefe zur Untersuchung heranzuziehen haben, und zwar wirkliche Privatbriefe, die nicht mit dem Hintergedanken der Veröffentlichung in irgendeiner schriftstellerischen Absicht verfaßt sind. Briefe nun sind aus dem 10. und 11. Jahrhundert eine ziemliche Anzahl erhalten; das Briefschreiben wurde von den Geistlichen, die ja auch in den weltlichen Kanzleien alle Schreibereien besorgen mußten, fleißig betrieben, und viele Klöster unterhielten einen Briefwechsel miteinander; doch enthalten diese Briefe meist geschäftliche Dinge; eine große Zahl ist auch als eine Art Vorrede von den Verfassern von Heiligenleben und Biographien usw. an diejenigen geschickt worden, denen die Werke gewidmet waren, oder an die, die den Auftrag zu ihrer Abfassung gegeben hatten; nach Privatbriefen aber im modernen Sinne suchen wir vergebens. Außer den geistlichen Personen beiderlei Geschlechts und einigen Fürstenfamilien konnten ja höchstens vornehme Frauen, die gerne den Klöstern zur Erziehung übergeben wurden, etwas schreiben. Weil sie aber meist in sehr früher Jugend wieder in die Welt hinaus und in die Ehe traten, so werden sie die schwere Kunst nicht allzuhäufig angewandt haben. Da ihre männlichen Standesgenossen überhaupt nicht schreiben konnten, so fällt auch eine Gattung von Briefen, die wieder innerhalb der Briefe etwa eine reichere Ausbeute hätte gewähren können, die der Liebesbriefe, weg.

3. Die Geschichtschreibung. Eine Geschichtschreibung im engsten Sinne des Worts gab es in jenen Zeiten noch nicht. Es fehlt ihr das meiste, was wir als Grundlage einer gewissenhaften historischen Arbeit ansehen. Aber gerade deshalb, weil man nie im voraus wissen kann, was von Rechts wegen in einem damaligen Geschichtswerk stehen

müßte und was nicht, weil das Legendäre und Genrehafte so oft mit ihm verquickt ist, muß auch die Geschichtschreibung herangezogen werden. Eine Äußerung z. B., die für die Zwecke des politischen Historikers nebensächlich ist, und die ebensogut fehlen könnte, ohne ihm eine Lücke in seinem Zusammenhang zu verursachen, kann unter Umständen für den, der auf kulturgeschichtlichem Gebiet arbeitet, die Stelle bilden, an der er bei seiner Untersuchung einsetzt.

Auch ein besonderer Zweig der Geschichtschreibung, die Annalen, die vielfach dürftig genug sind, durften nicht beiseite gelassen werden, denn sie reden deutlich von einer Seite des Verhältnisses, das jene Menschen zur Natur hatten: von der Furcht vor der Natur in einzelnen ihrer Erscheinungen.

4. Lebensbeschreibungen und Legenden. Notwendig war die Heranziehung von Legenden und Lebensbeschreibungen. In dieser Literaturgattung der Legende, die lange Zeit als vollständig wertlos für die Geschichtschreibung angesehen wurde und es tatsächlich auch oft ist, birgt sich für Studien auf anderen Gebieten häufig eine reiche Fundgrube von Nachrichten aller Art.[1])

5. Die Kunst. Sieht man sich nach Quellen für Naturgefühl um, so wird man heutzutage wohl mit in erster Linie die Kunst berücksichtigen, und zwar im wesentlichen auf dem Gebiete der graphischen Künste und der Malerei, insbesondere soweit sie sich auf landschaftliche Darstellung beziehen. Wendet man diese Methode auf das 10. und 11. Jahrhundert an, so ist man sofort auf einen ganz kleinen Raum beschränkt, denn für diese Zeit kommen nur Wand- und Buchmalerei in Betracht, wobei die Wandmalerei aus Mangel an erhaltenen Denkmälern — wir haben nur einen einzigen Zyklus in der Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau[2]) — sofort wieder ausscheidet. Es bleibt allein die illustrierende Buchmalerei, die in ihren Absichten also von vornherein an einen sehr bestimmten gegebenen Zweck gebunden ist. Übrigens war auch die Wandmalerei nicht etwa dem freien Ermessen des Künstlers überlassen, sondern sie hatte in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ausdrücklich als „instructio nescientium" zu dienen; wer der Schrift nicht kundig war, und das war ja bei der weitaus größten Menge der Nation der Fall, sollte aus den Bildern die heiligen Geschichten „lesen". Infolge-

1) Siehe auch L. Zoepf, Das Heiligenleben im 10. Jahrhundert. Leipzig 1908. 2) F. X. Kraus, Die Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau. Freiburg 1884.

dessen würde bei der Wandmalerei, auch wenn mehr erhalten wäre, für die Zwecke einer Untersuchung über Naturgefühl nicht viel zu holen sein. – Das Buchmalen wurde ausschließlich in den Schreibstuben der Klöster oder der Domschulen betrieben. Geistliche arbeiteten für geistliche Zwecke, und Psalter und Evangeliare waren die hauptsächlichsten heiligen Bücher, die illustriert wurden.

Zitate.

Von einer eigenen Literatur, die sich mit der erhaltenen antiken hätte vergleichen lassen, war im 10. und 11. Jahrhundert keine Rede. Als unübertreffliche Vorbilder galten die Alten; an ihnen schulte man sich in den Klöstern, und wenn auch der Inhalt der Vorbilder oft verworfen wurde, ihre formale Unentbehrlichkeit für den Schulunterricht stand fest. Diese Schulung mußte in dem Stile der Schreibenden zu deutlichem Ausdruck kommen. So kann es nicht auffallen, daß auch auf dem Gebiet, auf dem sich diese Arbeit bewegt, die Ausdrücke für einen Naturvorgang oder eine Beschreibung oft einem nachweisbaren lateinischen Vorbilde entlehnt sind; doch ist die Annahme, daß diese Schilderungen nur „Nachklänge aus dem alten Rom“ seien und deshalb kein oder nicht viel eigenes Gefühl enthalten könnten, in vielen Fällen zurückzuweisen. Auch ein Zitat kann von wirklichem Gefühl eingegeben sein. Machen wir es denn heutigestags nicht selbst noch so in der eigenen Muttersprache? Sind wir selbst unfähig zur Schöpfung eines neuen Ausdrucks für ein Erlebnis oder eine Stimmung, so zitieren wir gerne eine Stelle aus einem berühmten Gedicht. Ja ein Zitat, durch das der Zitierende willig die Überlegenheit eines anderen in formaler Hinsicht über seine eigene Ausdrucksfähigkeit anerkennt, kann, auch wenn man die Tatsache zugibt, daß manche Menschen nur zitieren, um mit ihrer Belesenheit zu prunken, unter Umständen mehr tiefes Gefühl verraten als z. B. die Ergüsse irgendeines Versemachers. Kurz, man muß sich besonders im vorliegenden Fall bewußt bleiben, daß Unselbständigkeit des Ausdrucks noch lange nicht Unselbständigkeit des Gefühls zu bedeuten braucht.

* * *

Der Grundsatz der vorliegenden Arbeit war, das Material so vollständig als möglich zu geben, um so den Leser instand zu setzen, sich eine eigene Meinung darüber zu bilden, wie sich der Mensch des 10. und 11. Jahrhunderts der Natur gegenüber verhielt. – Ob eine Ent-

wicklung, eine Steigerung des Naturgefühls seit der Karolingerzeit stattgefunden hat, wurde nicht in den Bereich der Untersuchung gezogen. Für die Karolingerzeit kommt für dieses Gebiet eine Arbeit von O. Lauffer in Betracht: „Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger" (Gött. Diss. 1896), in der am Schluß noch von der Stellung die Rede ist, „die die Menschen des 8. und 9. Jahrhunderts zu der Natur einnahmen, wie sie sie beobachteten, und wieweit ihre seelische Stimmung von ihr beeinflußt wurde". Sein Endresultat ist: „Wir vermögen bei den Menschen des 8. und 9. Jahrhunderts nur eine gute Beobachtung der Einzelheiten, besonders den Tieren gegenüber, zu erkennen. Wo man aber in der Landschaft nur Vordergrund sieht, da fehlt dem Bilde Perspektive und Stimmung. Ein lebendiges Naturgefühl können wir für die Karolingerzeit noch nicht anerkennen." Ob dieser Ansicht ohne weiteres zuzustimmen ist, mag dahingestellt bleiben. Die vorliegende Arbeit hat es, wie gesagt, nur mit der auf die Karolingerzeit folgenden Periode zu tun; spätere mögen die Vergleiche zwischen den einzelnen Zeitaltern ziehen – Sammlung und Verarbeitung des Materials war das zunächst Notwendige.

Erster Abschnitt.

Stellung des Menschen gegenüber den einzelnen sich unmittelbar darbietenden Erscheinungsformen der Natur.

I. Kapitel.

Die Natur mit Ausschluß der Tierwelt.

Deutschland war zur Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts zum größten Teil noch mit Wald bedeckt. „Das ganze Gebiet Germaniens erstarre von tiefen Wäldern," sagt Adam von Bremen.[1]) Zwar begannen noch im 11. Jahrhundert die Rodungen, ihren Höhepunkt aber erreichten sie erst im 12. und 13. Von einer planmäßigen Forstkultur ist natürlich keine Rede; man hatte Holz im Überfluß, und so überließ man den Wald sich selbst. Der Charakter dieser Wälder, die sich in meilenweiter Einsamkeit ausdehnten, dürfte also doch nicht ganz so zahm gewesen sein, wie Lauffer[2]) meint, und der von ihm zurechtgewiesene Vilmar macht sich sicher keine „märchenhafte Vorstellung", wenn er zum Beispiel vom Schwarzwald als einem „Wald der Finsternis und des gespenstigen Grauens" spricht, denn es sind Äußerungen von Zeitgenossen selbst vorhanden, die diese Annahme bestätigen. In den Nachrichten über die Gründung des Klosters St. Georgen[3]) im Schwarzwald wird erzählt, wie Hesso und Konrad mit einigen Brüdern „an einen Berg kamen, der mit Bäumen bewachsen war – in monticulum arborum densitate consitum et horrore silvatico squallidum – wo niemals eine menschliche Behausung sich befunden hatte". Der Ort ist also wenigstens für den Schreiber selbst tatsächlich ein Ort des Schreckens gewesen; gerade der Schwarzwald hat auch noch im 19. Jahrhundert vor seiner „Erschließung" in manchen seiner Teile zu unseren düstersten Wäldern gehört. Die Erschließung unserer Wälder, allerdings vereint mit der rationellen Forstwirtschaft, hat jetzt ja auch erreicht, daß man einzelne Waldstrecken der Kultur zu entziehen und sich selbst zu überlassen bestrebt ist, um

1) Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, 4. Buch, c. 1 (Script. Rer. Germ. in us. schol. ex MG. rec. 2. Aufl. Hannover 1876.) 2) Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger, S. 80. 3) MG. SS. XV, 2 S. 1005 ff., 1007.

so wenigstens an einzelnen Stellen einen ursprünglichen Eindruck des Waldes zu bekommen. Zu den Zeiten des berühmten Herzogs Ernst brauchte man sich noch vor keiner Überkultur des Waldes zu bekreuzen, damals, „als er wieder nach Alemannien heimkam, sich in einer Wildnis barg, die der Schwarzwald heißt, sich an sehr sicheren Plätzen aufhielt und eine Zeitlang mit elender Beute sein Leben fristete“.[1]) — Wenn nun auch dem Verfasser der fundatio monasterii Berchtesgadensis[2]) die Phantasie über die Wirklichkeit hinaus durchgeht, wenn er von dem Walde, in dem das Kloster gegründet wurde, sagt: „Diese weite Einsamkeit, dies Waldgebirge sei voll wilder Tiere und ein „cubile draconum“ gewesen, so zeigt doch diese Äußerung deutlich, daß er wohl wußte, daß zu seiner Zeit eine Begegnung mit einem Bären oder einem Wolf im Walde weniger harmlos und gemütlich war, als wenn heutzutage dem einsamen Wanderer ein munteres Eichhörnchen über den Weg läuft. Schon die Erinnerung an die „vasta solitudo“, an die „terribilis silva perpetui frigoris et nimium horrore squalens“, macht ihn etwas nervös, „so daß er sich lieber in Stillschweigen hüllen, als sich in weitere Ausführungen über diesen Wald einlassen will.“ — Außer durch die wilden Tiere wurde auch die Behaglichkeit eines Waldaufenthalts in manchen Wäldern dadurch wesentlich gemindert, daß sie allerlei lichtscheuem Gesindel, das sich zum Teil aus den Friedlosen rekrutierte, als Schlupfwinkel diente. – Daß der Wald als etwas Düsteres und Finsteres empfunden wurde, drückt sich auch in dem Vergleich aus, dessen sich der Verfasser des Carmen Laureshamensium[3]) bedient. Das Gedicht wendet sich gegen die strengen Hirsauer Mönche, denen die alten Mönche, zu denen der Verfasser selbst gehört, aus Lorsch haben weichen müssen. In seinem Unmut darüber nennt er sie „factis silvestres, silvestria corda gerentes“. Ebenso schimmern oft diese sehr berechtigten Ansichten von der Unwirtlichkeit des Waldes durch bei andern Nachrichten über Klostergründungen; mehr als einmal kann man hier Stellen finden, wo es heißt, daß an einem Ort, an dem vorher nur Wald gewesen, jetzt ein Oratorium, eine Kirche, ein Kloster, kurz eine Stätte der Kultur sich befinde, wobei man als Beispiel wieder den Verfasser der fundatio monasterii Berchtesgadensis anführen kann: „. . . ita, ut in brevi vasta solitudo, quae paulo ante fuerat saltus ferarum et cubile draconum, fieret tabernaculum Dei habitantis cum hominibus.“

1) Wiponis Gesta Chuonradi Imperatoris, c. 28. Script. Rer. Germ. ex MG. rec.
2) MG. SS. XV, 2. S. 1064ff. 3) MG. SS. XXI. S. 430ff.

„Was man im frühen Mittelalter einzig und allein am Wald geschätzt hatte, das war die Gelegenheit zur Schweinemast..., blättert man Sammlungen von frühmittelalterlichen Urkunden durch, so findet man kaum einmal einen Wald genannt, ohne daß ein Schwein mitgenannt wäre."[1]) Es ist gut, daß man nicht allein auf Urkunden als Quellen angewiesen ist, denn aus anderen Zeugnissen ergibt sich, daß doch auch noch andere Maßstäbe an den Wald gelegt wurden als nur derjenige glücklicher Schweineherdenbesitzer. Es seien hier zunächst diejenigen Menschen erwähnt, die in der Einsamkeit des Waldes den Frieden vor der Welt „mit ihren verführerischen Reizen" suchten, die wie z. B. Johannes von Gorze[2]) die Stadt verlassen, weil es sich besser in einem stillen Wald als mitten in der Stadt nachdenken läßt. Bei diesen Eremiten spielt also auch noch der Nutzen in die Wertschätzung des Waldes hinein, aber aus dem rein materiellen Gesichtspunkt ist ein geistiger geworden. Und mancher unter diesen Einsamen mag auch noch nebenbei darauf gesehen haben, daß seine Einsamkeit eine schöne und nicht nur eine stille war, und diese Annahme erhält ihre Berechtigung durch die erhaltenen Äußerungen, die von einem Gefühl für die Schönheit des Waldes zeugen. So heißt es in der Vita quinque fratrum Poloniae[3]), daß Kaiser Otto III. fromme Eremitenbrüder nach Sclavonien zu schicken beabsichtigte, damit sie noch auf christlichem Boden an der heidnischen Grenze „ubi pulchra silva secretum daret", ein Kloster errichteten. Bei der Beschreibung von Brügge[4]) erwähnt der Verfasser als Abschluß des sich gegen Süden zwei Meilen weit ausdehnenden sandigen Landes eine „amena et opacissima silva", wobei die Wertschätzung dieses Waldes immerhin durch den Gegensatz zu der „terra sabulosa" mag hervorgerufen worden sein, denn gerade der Gegensatz ist oft die Ursache, die uns die Augen öffnet für etwas, das wir sonst, wenn wir es immer haben, mehr oder weniger gedankenlos hinnehmen.

Einen gewissen Sinn für die Linienschönheit eines abschließenden Waldzuges kann auch der Verfasser der Jahrbücher von Quedlinburg[5]) gehabt haben; er spricht wenigstens von einem „Kranz von Wäldern", ein Ausdruck, der damals noch nicht so abgeklatscht zu sein brauchte

---

1) R. Gradmann, Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Geographische Zeitschrift, Bd. 7. 2) MG. SS. IV, S. 339ff. c. 21. 3) MG. SS. XV, 2. S. 709ff. c. 19. 4) Tractatus de ecclesia S. Petri Altenburgensi. MG. SS. XV, 2. S. 867ff. c. 19. 5) Annales Quedlinburgenses. MG. SS. III. S. 83.

wie jetzt, wenigstens findet er sich sonst nirgends. Sigebert von Gembloux[1]) erwähnt in seinem Lobliede auf Metz als Schmuck der besungenen Stadt unter anderem die belaubten Wälder. Als der Abt Nauterus von St. Michael[2]) an der Maas einen Ort sucht, wo er eine Zelle für einige Brüder errichten wollte, damit sie den dortigen zwei bis drei Tagereisen vom Kloster entfernten Besitz, der nicht gut von diesem selbst aus verwaltet werden konnte, unter Augen hätten, findet er einen sehr geeigneten Ort, bei dessen Beschreibung auch ein schöner stattlicher Buchenwald erwähnt wird. Die heilige Ida[3]) kommt auf einer Reise mit ihrem Gemahl an einen Ort an der Lippe (Herzfeld), der mit einem lieblichen Wald bepflanzt ist, und ebenso wird von der Missionsreise des heiligen Adalbert von Prag[4]) berichtet, daß er kurz vor seinem Märtyrertode in einen sehr schönen Wald gekommen sei. Von dem Orte Netteheim heißt es: „revera per girum pratis ac silvis pulcre cingitur", was den Einwohnern nicht wenig zum Trost gereiche (quae habitatoribus suis non modica praestat solatia).[5]) — Von der Gegend, in der das Kloster Lobbes gegründet wurde, wird in Folcuins Taten der Äbte von Lobbes unter den Annehmlichkeiten des Orts auch die „nemorum opacitas"[6]) angeführt, und Sigebert von Gembloux sagt in einem andern Gedicht: „So anmutig stehe kein Wald zur Frühlingszeit" (wie die Soldaten der Thebeischen Legion).[7])

„Ähnlich wie mit dem Walde verhält es sich mit den Bäumen," sagt Gradmann[8]), allerdings immer nur in Hinsicht auf sein Urkundenmaterial. „Der Wert einer Waldfläche wird nach der Zahl der Schweine, die man darin mästen kann, geschätzt; der gleiche Maßstab gilt für die Wertschätzung der einzelnen Baumarten . . ." Es werde streng unterschieden zwischen „arbores fructiferae", d. h. Eichen, Buchen, Wildobstbäumen, die alle der Schweinemast dienten, und andererseits „arbores non fructiferae", wozu alles andere gehöre. Auch hier gibt es noch anderes Material, aus dem ebenfalls noch weitere Schlüsse gezogen werden können.

1) Sigeberti vita Deoderici, MG. SS. IV, S. 461 ff. c. 7. 2) Chronicon S. Michaelis in pago Virdunensi, MG. SS. IV, S. 78 ff. c. 34. 3) Leben der heiligen Ida, c. 3: Wilmanns, Westfälische Kaiserurkunden Bd. 1, Münster 1867. 4) Passio Adalberti Episcopi Pragensis, MG. SS. XV, 2, S. 705 ff. c. 2. 5) Lamberti Waterlos Annales Cameracenses, MG. SS. XVI, S. 509 ff. (anno 1108). 6) MG. SS. IV, S. 54, c. 1. 7) De passione SS. Thebeorum. Buch 3, c. 5. (E. Dümmler: Sigeberts von Gembloux Passio Sanctae Luciae Virginis und Passio SS. Thebeorum; Abhandlungen der Kgl. Ak. der Wiss. zu Berlin 1893.) 8) Siehe S. 9, Anm. 1.

Bei seiner poetischen Darstellung der Schöpfungsgeschichte erweitert Amarcius die Stelle der Genesis in der Vulgata: „et protulit terra herbam virentem, et facientem semen juxta genus suum, lignumque faciens fructum, et habens unumquodque sementem secundum speciem suam“[1]), zu folgender Beschreibung:

„Und in die Wolken dehnten sich die Fichten,
Neu in den Bergen siehst du Erlen stehn
Und Buchs- und Ulmenbäume sich erheben
Mit breiten Ästen, und siehst Myrten stehn,
Platanen, Zedern, Terebintenbaum.
Damals errötete der Kirschenbaum
Zum erstenmal mit rötlichgelben Früchten,
Und Obstfrucht lernten stachlichte Kastanien
Zu tragen, und gelbe Äpfel wurden reif.
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
Und Mispeln trug der Birnbaum und die Fichte.“

Es sind bei der Aufzählung noch einige andere ausländische Pflanzen wie Lorbeer, Balsamstaude, Myrrhen usw. erwähnt, die man jedoch, da sie nicht zu unserer heimischen Pflanzenwelt gehören und der Dichter sie auch schwerlich aus eigener Anschauung gekannt hat, weglassen kann. Es ist zu beachten, daß Amarcius nicht mit arbores fructiferae, sondern mit arbores non fructiferae beginnt. Der Nützlichkeitsstandpunkt ist für ihn also nicht der absolute. Er beginnt ja mit einem Baum, der damals ziemlich nutzlos war, der Fichte, deren schlanken, stolzen Wuchs er vollauf gewürdigt zu haben scheint, wenn sie ihm gleich einfiel, als er das neue Pflanzenkleid der Erde, das in der Genesis nur ganz im allgemeinen genannt wird, beschrieb. Derselbe Amarcius sagt an einer anderen Stelle im 5. Buch bei der Beschreibung einer Jagd, daß der Herr, als er im Nebel im Wald jagte, Linden, Buchen und wilde Bergeschen angestoßen habe, daß sie widergehallt hätten – kurz, es ist kein Zweifel, daß für diesen Dichter Bäume nicht eben schlechthin „Bäume“ waren.

Im Dialogus Herbordi de vita Ottonis[2]) wird im 32. Kapitel des 2. Buches erzählt, wie Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern, auf seiner ersten Missionsreise in die Nähe von Stettin kommt. „Dort war eine ungeheure belaubte Eiche, die das Volk, weil es sie für

1) Sexti Amarcii Galli Piosistrati Sermonum Libri VI, hrsg. von M. Manitius, Leipzig 1888, Buch 3, 614. 2) MG. SS. XX. S. 697 ff.

den Wohnsitz eines göttlichen Wesens hielt, überaus verehrte. Der Bischof will deshalb den Baum fällen, das Volk bittet ihn, es nicht zu tun unter dem Versprechen, es wolle dem Baum keine götttiche Verehrung mehr angedeihen lassen; nur wegen seines Schattens und wegen seiner Schönheit wolle es ihn, „quia hoc peccatum non sit", lieber retten als von ihm gerettet werden. Diesen Gesichtspunkt läßt der Bischof gelten, und der Baum bleibt stehen. Im 3. Buch wird dieselbe Geschichte von einem Nußbaum erzählt. Otto will ihn fällen, aber die Nachbarn, „qui umbra eius et amoenitate saepe delectati fuerant", bitten, ihn stehen zu lassen; sie wollen ihn nicht mehr wegen seiner Göttlichkeit ehren, „sed magis pro utilitate fructuum et amoenitate umbrarum". Bei dieser Erzählung spielt schon mehr der Nutzen mit, damit ist aber nicht gesagt, daß man nebenbei für die Schönheit kein Auge gehabt; es wäre ein übereilter Schluß, wenn man glaubte, die Anerkennung auch des Nutzens schließe unter allen Umständen den ästhetischen Genuß aus.

In seinem Lobliede auf die Stadt Metz führt Abt Richerus auch schattenspendende Ulmen an.[1]) Auf einem lieblichen Rasenkissen unter dem Schatten einer Sykomore, „quam Teutonici 'mulbom' nennen", legt sich Mathilde, die Tochter Ottos II. und Gemahlin des Pfalzgrafen Ezo, des Stifters von Brauweiler,[2]) zur Ruhe nieder.

„Unklug ist der Mensch," meint dagegen der Verfasser des Gedichtes „Memento Mori",[3]) der, wenn er auf der Reise einen schönen Baum trifft, darunter der Ruhe pflegt; er schläft ein und vergißt sein Ziel darüber:

„ter man ter ist niwit wîse
ter ist an einer verte:
einin boum vindit er scônen,
tar undir gat er rûin:
sô truchit in der slav tâ,
so vergizzit er dar er scolta.
alser denne ufspringit,
wie sêr iz in denne riuwit."

Der Baum ist hier zwar als Symbol dieser argen Welt genommen, der Mensch muß weiterziehen, er darf nicht unter ihm verweilen. Das verändert nichts an der Tatsache, daß ein Sichvergessen unter einem

1) Vita S. Martini, Einleitung. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier von 1878/1881. Trier 1882. 2) Brunvilarensis monasterii fundatorum actus, MG. SS. XIV. S. 121, c. 14. 3) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.–12. Jahrh., Bd. I, Berlin 1892; S. 77, Strophe 16.

schönen Baum vorgekommen ist, denn um etwas durch ein Bild zu verdeutlichen, greift man zu etwas allgemein Verständlichem, noch dazu in einer Art gereimter Predigt, in der man doch auf eine breitere Menge wirken will.

Als in der „Ecbasis cuiusdam captivi“[1]) der schlaue Fuchs den kranken König Löwe hinaus ins Freie schickt, soll er unter einer Eiche, die ganz in der Nähe seiner Höhle steht, die müden kranken Glieder ausstrecken.

Auch bei Vergleichen werden Bäume verwendet. „Höher als die Tannen“, läßt Froumund von Tegernsee[2]) den Meginhelm „sein Haupt in die Wolken erheben“; nebenbei ein zweiter Beleg dafür, daß der schlanke Wuchs einer hohen Tanne nicht unbeachtet blieb. „Nicht tönt so die vom Beile getroffene schwarze Steineiche, als wiedertönend Helm und Schilde klingen,“ heißt es im Waltharilied[3]); der Verfasser von „ex miraculis S. Wigberthi“[4]) sagt, daß er aus der Fülle der Verdienste des Heiligen nur einige herausgegriffen und niedergeschrieben habe wie jemand, der die von einem heftig geschüttelten Apfelbaum gefallenen goldgelben und weißlichen Äpfel nicht auflese, sondern eilends aufraffe. Auch in der Vita quinque fratrum Poloniae[5]) heißt es, daß in jener Einsamkeit die Studien der christlichen Philosophie hätten mit der Herabkunft des heiligen Geistes zu blühen begonnen, die Herzen der Brüder seien grün geworden und hätten die Blätter der Tugend und die Äpfel der Heiligkeit hervorgebracht. — In der Vita Johannis Gorziensis[6]) steht im 1. Kapitel der Vergleich: „Wie ein bejahrter, in seinen Zweigen schon verdorrter Baum die Unfruchtbarkeit der Zweige durch die üppige Wurzel ersetze, so daß man das, was man nicht in der Frucht habe, am Strunk des Baumes bewundern könne . . .“ Diese Stelle verrät deutlich den Sinn für die Schönheit einer an sich durchaus unnützen Erscheinungsform. — Die Bewunderung für einen schönen Baum zeigt ferner ein Traum, der im Leben des Bischofs Godehard von Hildesheim[7]) erzählt wird: Es schien ihm, daß mitten in dem Vorhofe des Klosters ein Baum von wunderbarer Schönheit stände. Wie eine Laube hatten sich Zweige und Äste ringsum ausgedehnt und aufs festeste ineinander verschlungen. Da ihn nun alle höchlichst bewunderten — „vehementer admirarentur“

1) Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh. Göttingen 1838, Vers 590. 2) Pez. Thes. Bd. 6, S. 186. 3) Grimm und Schmeller, Vers 827. 4) MG. SS. IV, S. 224 ff. 5) Siehe S. 9, Anm. 3. 6) Siehe S. 9, Anm. 2. 7) MG. SS. XI, S. 167 ff. c. 15.

– ... Wollte jemand einwenden, daß diese Bewunderung nur in einem Traume vorkomme, so wäre dazu zu bemerken, daß die Träume immer, wenn auch oft noch so versteckt, ihre Wurzel in der Wirklichkeit haben.

Öfters erwähnt wird die Anmut von Wiesen. In der Translatio S. Firmini kommen die Leute, die mit dem Tragen der heiligen Last betraut wurden, nach glücklicher Fahrt am dritten Tage an liebliche, am Ufer der Maas gelegene Wiesen – ad amoena prata – bei Calnyacum (Chaligny).[1])

Die schon erwähnte[2]) Markgräfin Mathilde legt sich auf ein liebliches Rasenkissen – supra cespitis amoeni thorum – unter den „mulbom", und der heilige Adalbert von Prag kommt auf seiner Reise in Preußen an einen sehr schönen Hain, in welchem sich eine liebliche Ebene befand – in quo erat planities iocunda –, auf diesem sonnigen Rasen sich niederlassend – cespite hoc aprili considens – sprach er zu seinen Begleitern: „Es scheint mir angemessen, daß wir auf diesem schönen Grasplatz – hoc gramine pulchro – übernachten."[3]) – Grünende Wiesen führt Sigebert von Gembloux in seinem Loblied auf Metz häufig an; während Otloh in seinem liber proverbium[4]) einen Wanderer, der auf einer Reise über dem Anblick schöner Wiesen sein Ziel vergißt, töricht nennt, gebraucht Alpertus[5]) ein ganz ähnliches Bild in nicht tadelndem Sinn. Er sagt nämlich aus Anlaß einer Abschweifung in seiner Erzählung: „Wir sind beim Verlaufe unserer Erzählung beim Anblicke anmutiger Wiesen nicht ohne Nutzen vom Wege abgewichen und an den schönsten Fluren unsere Augen weidend etwas lange verweilt, und noch nicht gesättigt durch den Geruch der lieblichsten Blumen werden wir, öfters zurückblickend, den begonnenen Weg zu vollenden suchen."

Das letzte Bild führt zugleich zur Blumenwelt über, an der man keineswegs mit blinden Augen vorüberging, wie schon die mannigfachen Vergleiche mit Blumen beweisen. Derselbe Alpertus, der beim Anblick anmutiger Wiesen nicht ohne Nutzen etwas lange verweilt hat, sagt von Bischof Ansfrid von Utrecht[6]), „es sei ihm, als er sich im Hinblick auf Gott eifriger in sich selbst gekehrt habe, der heilsame Gedanke ge-

1) MG. SS. XV, 2. S. 803. 2) Siehe S. 10 Anm. 3. 3) Passio Adalberti Episcopi Pragensis, MG. SS. XV_2 S. 705ff. c. 2. 4) Pez., Thes. III, Teil 2, S. 484. 5) De diversitate temporum libri duo, hrsg. von V. Dederich, Münster 1859 od. MG. SS. IV, S. 700ff. 6) c. 14.

kommen, die Blumen dieser Welt seien Unkraut vor dem Herrn." Bei Gelegenheit dieser beiden Vergleiche sei noch einmal ausdrücklich auf einen gewissen Zwiespalt in der mittelalterlichen Weltanschauung hingewiesen, der bei vielen Naturen nicht ausbleiben konnte: nicht deshalb, weil man an der Schönheit mancher Dinge achtlos vorübergegangen wäre, sah man sie nicht, sondern gerade weil man die Schönheit sah, sie aber von sich selbst oder von andern aus als dem Seelenheil gefährlich erkannte, schloß man die Augen vor ihr.

Als Ruotger[1]) von dem Tode Ludolfs von Schwaben spricht, sagt er: „Als er aber die Freude und der Stolz des Volkes geworden war und den Weg zum Olympos hinaufschritt, da sank plötzlich jene frische Blume und jener feste Hort des Reiches." ... In einer Grabschrift in der Vita Wicberti[2]) heißt es: „eflorescat homo licet ut flos tempore verno" ... Thietmar von Merseburg läßt den jungen Heinrich I. zuerst wie ein verborgenes Bäumchen still heranwachsen, dann aber den wackeren Helden allmählich wie eine Frühlingsblüte hervorstrahlen.[3]) — Im Leben des Bischof Adalbert von Prag[4]) wird „der allerseeligste Vater Benedikt die Blume und der Ruhm des Mönchtums" genannt, und in einer zweiten Lebensbeschreibung desselben Bischofs heißt es von ihm, es sei in den böhmischen Gefilden eine purpurne Blüte geboren worden.[5]) Froumund von Tegernsee[6]) schickt einem Liutold tausend Grüße „et quot nunc terris emergunt floscula cunctis", ebenso Notker der Stammler dem Bischof Salomo III. von Konstanz. Dessen Begrüßungsverschen sei überhaupt ganz hierhergesetzt als Beispiel für eine damals manches Mal vorkommende Begrüßungsart; Notker[7]) schickt ihm Grüße:

„So viel als Sternlein an dem Himmel stehn,
So viel als Steinchen diese Erde trägt,
So viel als Zweig' und Blätter hat der Wald,
So viel als Sand der Ozean enthält,
So viel als Tröpflein in dem Regenschauer,
So viel als hoch die Wolken Tropfen gießen,
So viel als Fische in dem Wasser schwimmen,
So viel als Vögel auf dem Erdenrund,
So viel als Blumen auf der Wiese blühn,
So viel als Gräser auf dem Felde stehn."

1) Vita Brunonis, c. 37; Script. Rer. Germ. ex MG. rec. 2) MG. SS. VIII. S. 555. 3) Lib. I. c. 2. 4) MG. SS. IV, S. 581 ff. c. 14. 5) MG. SS. IV, S. 596 ff. c. 1. 6) Pez. Thes. VI, S. 172, c. 7. 7) MG. Poetae Latini IV, S. 347.

Dem Ruodlieb[1]) läßt die ihm von seiner Mutter vorgeschlagene Braut sagen:

„Dic illi nunc de me corde fideli
Tantundem liebes, veniat quantum modo loubes,
Et volucrum vvunna quot sint, tot dic sibi minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum."

Mit Namen genannt werden die Blumen seltener; angeführt werden am allerhäufigsten Rosen, Lilien und Veilchen. In der Lebensbeschreibung des hl. Christophorus[2]) wird gesagt, Christophorus habe unter seinen Landsleuten und Verwandten herausgeleuchtet wie die Lilie unter Dornen. „Hoffe nicht, Johannes, daß ich mit Veilchen geschmückten Rasen oder dem Auge angenehme blühende Wiesen male," sagt Ekkehardt IV.[3]) von St. Gallen in seinem Buch der Segnungen. Sigebert von Gembloux spricht in seiner Passion S. Luciae virginis von den hl. Jungfrauen[4]):

„Hę pervagantes prata recentia
Pro velle querunt serta decentia,
Rosas legentes passionis,
Lilia vel violas amoris."

Um die Mannigfaltigkeit und die Pracht des Einzugs der Thebeischen Legion[5]) in den Himmel zu charakterisieren, bedient sich derselbe Sigebert folgender Vergleiche:

„Auf keiner Wiese wechselt solche Anmut,
Wo Veilchen sprossen und die Rose glüht,
Und wo die glänzend weißen Lilien stehn,
Wo Safranfarbe mit dem Purpur wechselt,
Und wo dem Dunkeln Weiß entgegentritt,
Wo grünt das Gras, wo so verschiedne Keime,
Wo Blüt' der Blüt' und Blatt dem Blatt nicht gleicht,
Dieselbe Art sich dennoch wechselnd zeigt;
So lieblich stehn im Lenze nicht die Wälder,
Wo sich der Baum mit seinen Blüten schmückt
Und jedes Ding in der ihm eignen Farbe."

Im Epilog bittet Sigebert die besungenen Heiligen, seine Gabe, die nicht der verheißene Rosenkranz, sondern nur ein weißer Ligusterkranz

1) Ruodlieb, Fragment XVI, Vers 11 (s. S. 13 Anm. 1). 2) Harster, Walthari Spirensis Vita et Passio S. Christophori Mart. Prosa, c. III. (Beigabe zum Jahresbericht 1877/78 der Kgl. Studienanstalt Speier, München 1878.) 3) Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. XIV, Berlin 1869. (E. Dümmler, Ekkehard IV. von St. Gallen.) 4) Abhandlungen der Berliner Akad. 1893. S. 24. v. 19. 5) De passione SS. Thebeorum liber III. c. 5. v. 416.

geworden, unter ihren Siegeslorbeeren und unter ihrem grünen Efeu aufzuhängen. – In der Commendatio pii Ottonis Babenbergensis episcopi[1]) wird Otto dem Chor der seligen Jungfrauen „candida sicut lilium“ anempfohlen. – In der poetischen Bearbeitung der Passio S. Christophori durch Walther von Speier[2]) heißt es in dem schönen Gebet – Christophorus bittet Christus um seinen Beistand, die Menge zu bekehren, was ihm durch ein Wunder gelingt; der Heilige stößt nämlich seinen Stock in die Erde und auf sein Gebet bringt dieser grüne Zweige hervor:

„O du, der du die fruchtgeschmückte Erde,
Wenn ihre Samen sterben, neu belebst,
Der du mit mildem Zaum die Dinge lenkst,
Der du mit Sternen schmückst den Himmelsbogen,
Der du mit Blumen unsere Felder zierst,
Der, wenn der Ostwind mit der ersten Kälte
Sie macht zerstieben, wechselnd dann im Lenz,
Durch deinen Westwind läßt sie neu erstehn:
Laß diesen Stab sich wieder frisch belauben
Mit seiner Knospen erstem Jugendglanz“ . . .

Durch blumiges Gefilde – florigerum campum – läßt Hrotsuith[3]) die hl. Anna ihrem verloren geglaubten Gemahl entgegeneilen. „Einen blumenreichen Paradiesesgarten“ nennt Heinrich II.[4]) Sachsen. – Daß man Blumen zu Kränzen pflückte, beweisen einige Vergleiche mit Kränzen: „Mit solchen Blumen himmlischer Gnade bekränzt,“ heißt es einmal im Leben des Bischofs Godehard von Hildesheim.[5]) Adam von Bremen meint wegen der Unredlichkeit seiner Nebenbuhler erklären zu müssen, „auf welchen Gefilden er diesen Kranz gepflückt habe.“[6]) Aus der Ecbasis Cuiusdam Captivi[7]) geht hervor, daß man auch Blumen zum Festschmuck der Häuser verwandte. Vers 602 befiehlt der Fuchs, daß des Herrn Haus – die Höhle des Löwen nämlich — mit frischen Blumen geschmückt werde. Schon vorher heißt es einmal: „Rursus odoriferum renovetur floribus antrum“, während der Kranke hinaus unter die Eiche geschickt wird. – „Salve flos patriae“ ruft Wipo[8]) Heinrich III. zu, und in demselben Gedicht heißt es etwas weiter unten:

1) MG. SS. XII. S. 910. 2) II, Vers 218, s. S. 16, Anm. 2. 3) Hrotsuithae Opera, rec. Paul von Winterfeld, Berlin 1902; Maria, Vers 253. 4) Thietmari; Buch VI c. 8. MG. SS. III. Chronicon; S. 723ff. 5) MG. SS. XI. S. 167ff. 6) Buch I, c. 5. 7) Grimm und Schmeller. 8) Wiponis gesta Chuonradi II. ceteraque quae supersunt opera, 2. Ausgabe, Hann. 1878 (Script. Rer. Germ. Schulausgabe) „Carmen Legis pro laude Regis“.

„Du Sproß von Kön'gen, die das Volk für ewig
Verehren muß: was war's für eine Wurzel,
Die einen solchen Zweig hervorgebracht!
Wie edel war der Keim, der so die Welt
Mit seinen Blüten schmückt."

Thietmar von Merseburg[1]) gebraucht einmal den Vergleich: „Et bonae pacis flos virens enituit". Am Anfang einer Grabschrift in Folkwins Taten der Äbte des Klosters Sitten beginnt die Grabschrift eines Lambert[2]):

„So strahlt der Mensch gleich einer Blume hell
Und grünt wie Gras; doch schnelle kommt der Tod,
Der ihn zur Asche wandelt."

Sigebert[3]) nennt Maria in der Passio S. Luciae „die Leuchte, die Blume und den Weg der Jungfrauen".

Fast so stereotyp, wie heutzutage der Ausdruck „Blüte des Lebens, der Jugend, der Jahre" usw. gebraucht wird, redete man damals von „flos iuventutis", „in primis pueritiae floribus" usw.

Thietmar[4]) läßt Ludolf von Schwaben vielleicht nach antikem Muster[5]), was jedoch, wie gesagt, die Empfindungsfähigkeit gar nicht zu beeinträchtigen braucht, „täglich mehr emporwachsen wie grünenden Efeu".

Zum Schluß sei hier noch das Liebeslied eines Klerikers aus einer Handschrift wahrscheinlich des Metzers Arnulfklosters[6]) gegeben, und zwar gleich vollständig, da es später noch zu erwähnen sein wird:

„Ambros'sche Blumen, Veilchen, frischer Safran,
Vermischt mit zarten Rosen Frühlingslilien
Erscheinen mir von solcher Schönheit nicht,
Noch auch durch solchen Wohlgeruch gefällig,
Wie Flora du, wenn du mir Süßes gibst.
Wohl schmeicheln Blumen unsern äußern Sinnen,
Doch du beglückst die Sinne wie das Herz!
Nicht atmest du nur Blumen Wohlgeruch,
Nein, du bist selbst der süßen Liebe Duft.
O glücklich der, der, wenn er dich umarmt,
Von deinem Mund, der halbgeöffnet winkt,
Vor Wonne seufzend deinen Atem trinkt!
Wenn mit der Jungfrau Brust die Brust sich eint,
Und du aus gelben Waben Honig kostest,
So können beißende Gewissenspein,
Noch Müh und Krankheit nimmermehr dich quälen.

---

1) Buch I c. 14, S. 807. 2) MG. SS. XIII. S. 600ff. Buch II, Vers 115. 3) Vers 296, s. S. 10, Anm. 7. 4) Chronicon Lib. II, 2. 5) Horaz Oden, B. I, 25. 6) NA. XVII. S. 374.

Und wenn der Winter auch mit seinem Frost
Die Flüsse all in ihrem Laufe hemmt,
Der Lenz kommt doch mit jeglichem Entzücken!
Was will dein Wünschen noch? Nie würdest du
Wohl finden mehr, das noch des Suchens wert;
Zu diesem Glück kannst du nichts Neues fügen."

Als Lauffer am Schlusse seiner Arbeit seine Ergebnisse zusammenfaßt zu einer Erläuterung „über die Stellung, die die Menschen des 8. und 9. Jahrhunderts zur Natur einnahmen", kommt er, nachdem er von der Tier- und Pflanzenwelt gesprochen, auf die Gestirne und sagt über das Verhältnis zu ihnen im Anschluß an die Pflanzenwelt: „Etwas besser war die Beobachtung, die man dem Himmel, den Himmelskörpern und dem Laufe derselben schenkte ... sonst aber scheint z. B. der Zauber eines schönen Sonnenauf- oder -untergangs den Menschen jener Tage nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein" ... Ob sich das für die Menschen des 8. und 9. Jahrhunderts wirklich bestätigen läßt, ist etwas zweifelhaft — es sei nur, um den Sonnenaufgang herauszugreifen, an das Bild des Monacus San Gallensis[1]) erinnert: „Der glorreiche Karl aber stand an einem hellen Fenster, strahlend wie die Sonne beim Aufgang." Jedenfalls gilt der Satz nicht für das 10. und 11. Jahrhundert. Die Sonne wird so oft zu Vergleichen verwendet, daß man die Überzeugung gewinnen muß, daß ihre Schönheit lebhaft empfunden und sie keineswegs nur etwa als ein nutzbringendes Gestirn angesehen wurde. Und wenn man die Sonne überhaupt bewundert hat, so ist es wohl ausgeschlossen, daß man dem schönsten Anblick, den sie bietet, dem ihres Aufgangs, stumpfe Sinne entgegenbrachte. Tatsächlich wird diese Vermutung auch durch einige erhaltene Äußerungen der Zeit bestätigt. In ihrem Theophilus[2]) läßt Hrotsuith das Angesicht des Vicedomnus „leuchten von wunderbarem Glanze gleich der aufgehenden Sonne". Bei der Schilderung eines später noch zu berührenden Tagesanbruchs in dem Gedichte des Walther von Speier[3]) heißt es u. a.:

„Und Phöbus schreitet purpurn von dem Meer
Mit lichtem Glanz die ganze Welt bestrahlend —",

und derselbe Dichter sagt an einer andern Stelle[4]) auch bei einer Morgenschilderung: „Und wie den Ländern das Lächeln der Sonne Glanz spendete" ... Ekkehard läßt im Waltharius[5]) Walther und Hilde-

1) MG. SS. II, S. 750. 2) Vers 423. Siehe S. 2, Anm. 1. 3) Buch IV, Vers 178 ff. 4) Buch IV, Vers 158. 5) Vers 347.

gund auf ihrer Flucht vom Hofe des Hunnenkönigs jede Nacht eilends weiterziehen. Wenn jedoch „die errötende Sonne den Ländern das erste Licht spendete", bemühen sie sich, sich in den Wäldern zu bergen. Schon früher gebraucht er bei rötlich durch die Felder schimmernden Waffen den Vergleich[1]): „Wie die schöne Sonne das Meer verlassend in dem fernsten Teile der Erde erglänzt."

Soviel über den Sonnenaufgang, und nun zur Sonne selbst. In dem an König Heinrich III. gerichteten Brief, der seinem Leben Kaiser Konrads II.[2]) vorangestellt ist, schreibt Wipo, „er habe das glanzvolle Leben von Heinrichs Vater zu beschreiben für gut erachtet, damit nicht der Sonne Strahlenglanz umwölkt bleibe." Wenn dem alten Thangmar[3]) etwas „klarer als die Sonne" ist, so kann dieser Ausdruck schon so abgegriffen sein wie unser „sonnenklar", es ist aber nicht unbedingt nötig; ähnlich verhält es sich mit einer Bemerkung Lamberts von Hersfeld[4]), wenn er von Beschuldigungen redet, „die allen heller als das Sonnenlicht einleuchteten", und bei der Stelle, „diu sunne dere warheit" in der Sequentia de S. Maria.[5]) Unzweideutig klingt es aber, wenn Widukind[6]) von Otto dem Großen, als er eine Krankheit überstanden hatte, sagt: „Und er wurde wie die leuchtende Sonne nach der Finsternis der Welt zu jeglichem Schmuck und jeglicher Freude wieder geschenkt," oder wenn Alpertus[7]) schreibt, er habe das, was er über den hl. Ansfried berichtet, nicht gesagt, um vollständig alles, was der Erinnerung würdig sei, zusammenzustellen, sondern damit dessen Leben, wenn auch schwach beschrieben, in seinem Werkchen „wie eine Sonne leuchten solle". – „Man rühmt von dir, du seiest wie das Licht einer zweiten Sonne," sagen in der Ecbasis[8]) Papagei und Schwan zu dem König der Tiere. Walther von Speier[9]) läßt Christus früher entstanden sein als Welt und Sterne und „an Glanz leuchtender als die Sonne". In dem Gedicht De Landfrido et Cobbone[10]) heißt es von der Gemahlin des Freundes: „Sie habe an Schönheit vor allen andern Frauen in ihren Gemächern gestrahlt wie der Glanz der Sonne und geschimmert wie der Mond in seinen Strahlen," und in der Sequentia de

1) Vers 44. 2) Siehe S. 8, Anm. 1. 3) Vita Bernwardi, MG. SS. IV. S. 754ff. c. 51. 4) Lamperti Monachi Hersfeldensis Opera. Script. Rer. Germ. ex MG. rec. Okt. 1076. S. 281. 5) Müllenhoff u. Scherer S. 158. 6) Widukindi Res gestae Saxoniae. Buch III, c. 62. (Script. Rer. Germ.). 7) De div. temp. Buch I, c. 16. 8) Vers 969. Siehe S. 13, Anm. 1. 9) Buch II, Vers 103. Siehe S. 16, Anm. 2. 10) Müllenhoff u. Scherer S. 125.

S. Maria[1]) wird Maria „schön wie die Sonne“ genannt. „Wie die Sonne, die sich in einer Wolke verbirgt, und selbst in ihrem Glanze, obgleich die himmlischen Gestirne von ihr ihr Licht empfangen, auf der Erde nicht erblickt wird,“ so verbarg der hl. Clemens von ewigem Lichte leuchtend seine Strahlen, damit nicht irdische Herzen sie erblickten.[2]) „Und als der Sonne heiterer Strahl erstorben war,“ sagt Hrotsuith[3]) in einer ihrer Legenden, und in den Jahrbüchern von Quedlinburg kommt einmal folgende Stelle vor[4]): „Als die Sonne auf goldenem Viergespann einherfahrend, die Mitte des Himmelsgewölbes mit der wunderbaren Klarheit ihrer Strahlen erfüllte, schien sie plötzlich in dreifacher Gestalt zu glänzen.“ Im Sang vom Sachsenkrieg[5]) läßt der Verfasser einmal die Sonne sich in den vergoldeten Helmen und Schilden eines Heeres spiegeln. Als der Verfasser des altdeutschen Gedichtes „Meregarto“[6]) von der ewigen Nacht, die seiner Ansicht nach in Island herrscht, berichtet, sagt er: „Ni wana daz dâ in skînit sunna: sî darbint dero wunna.“ – „Selten strahlt ein reiner Sonnenhimmel, auf den nicht die Dunkelheit einer finsteren Wolke folgte,“ meint Thietmar.[7]) Der Gegensatz zwischen Sonnenlicht und Dunkelheit wird auch sonst noch hervorgehoben, so heißt es im Carmen de S. Bavone[8]): „Wie die Sonne mit ihren Strahlen die finstere Nacht verscheucht, so verscheuchte er durch den Glanz seiner Tugenden die Finsternis des Irrtums“; auch Walther von Speier[9]) sagt von den beiden Mädchen, die Christophorus bekehrt: „In der Finsternis erkannten sie die Strahlen der glänzenden Sonne.“

Zur Überleitung zu Mond und Sternen sei eine Stelle aus Hrotsuiths Passio der hl. Agnes[10]) angeführt: „Die Sonne mit ihrem Glanz und der Mond mit seinem andern Schimmer, die mit ihren blitzenden Strahlen den Herrn der Erde loben, vollenden mit der ihnen auf seinen Befehl zugesellten Dienerschar der Sterne ihren Lauf durch die Zeiten.“ Auch sonst werden Sonne und Mond zusammengestellt. In Wipos Tetralogus[11]) heißt es einmal: „Daß dein Lob wachse, solange Sonne und Mond sich offenbaren.“ Amarcius[12]) erwähnt nach der Schöpfung

1) Siehe S. 20, Anm. 5. 2) Gedicht: NA. V, S. 434. 3) Passio S. Dionisii, Vers 4. 4) Anno 1025. 5) MG. SS. XV, 2; S. 1214. 6) Müllenhoff u. Scherer S. 93, Z. 73. 7) Chron. Buch VI, c. 24. 8) NA. X. S. 371 Vers 60. 9) IV. B. Vers 173. 10) Vers 78. 11) Vers 50. Wiponis Gesta Chuonr. II. ceteraque quae supersunt opera. Siehe S. 8, Anm. 1. 12) B. III. 632. Siehe S. 11, Anm. 1.

der Sonne die des Mondes; wie die Sonne den Tag für sich hat, „erglänze der Mond zur Zeit der stillen Nacht".

Verschiedene Male wird der Mond auch als Vergleich für Frauenschönheit benützt: Im Ruodlieb[1]) heißt es im VII. Fragment: „Die Frau, die in der Blüte der Jugend dem Monde gleich ist, gleicht im Alter einem alten Affen." Und im Fragment XIII desselben Epos wird von dem Töchterlein der Witwe gesagt: „Als sie einhergeschritten, habe sie gestrahlt wie der glänzende Mond." Daß der Verfasser von dem Gedicht De Landfrido et Cobbone[2]) die Gemahlin des Freundes vor allen andern Frauen an Schönheit auch schimmern läßt wie den Mond in seinen Strahlen, wurde schon erwähnt. Walther von Speier, der schon des öfteren angeführt wurde, und der in seinem Christophorus Stellen von großer poetischer Schönheit, die noch heute ihre volle Wirkung ausüben, aufweist, sagt in ebendiesem Werk auch einmal[3]):

„Und als schon von den Bergen länger fallen
Die Schatten und allüberall der Mond
Die Sterblichen erlöst von ihren Mühen" . . .

Wenn ferner Ausdrücke vorkommen wie: der kalte Mond, der gehörnte Mond, der blasse Mond, so sieht man auch hier, daß man keineswegs unempfindlich war für seine verschiedenen Wirkungen.

An noch zahlreicheren Stellen begegnen uns die Sterne, und unter diesen scheint, wenigstens der Zahl der erhaltenen Beispiele nach, der Morgenstern „lucifer" der Liebling gewesen zu sein. Die Vita des hl. Udalrich von Zell[4]) läßt den Heiligen aus seinen Verwandten durch seinen Stammbaum hervorleuchten „wie den Morgenstern unter den übrigen Sternen des Himmelsgewölbes". Der hl. Adalbert von Prag[5]) flieht „zu dem hl. Manne Nilus, dessen hohes Verdienst um die klösterliche Ordnung wie ein neuer Morgenstern an der Himmelsachse glänzt". Die Königin Kunigunde nennt Wipo[6]) eine „stella matutina". „Wie der Morgenstern unter den übrigen Sternen" ragt Christophorus „unter seinen Verwandten und Landsleuten hervor". Im Sang vom Sachsenkrieg[7]) sprengt König Heinrich IV. vor der Schlacht an der Unstrut auf stolzem Rosse einher, im Schmuck seiner vergoldeten Waffen und „strahlt aus allen andern heraus wie der Morgenstern unter den Sternen". Auch Hrotsuith sagt von Otto dem Großen: „Wie der aufgehende

1) Grimm u. Schmeller. 2) Siehe S. 20. 3) Buch VI. Vers 193.
4) AA. SS. Juli Bd. 3, S. 154. c. 1. 5) MG. SS. IV, S. 581 ff. c. 15.
6) Vita Chuonradi c. 40. 7) MG. SS. XV, 2; S. 1214 ff. Vers 151.

Morgenstern glänzte Otto vor diesen, leuchtend vom Strahle lauterer Güte."[1]) In Ezzos Gesang von den Wundern Christi[2]) heißt es von dem Täufer Johannes „dem morgensternen gelîch".

„Ein neuer Stern leuchtete er den Unsern,"[3]) heißt es einmal anläßlich der Überführung eines heiligen Leichnams an einen andern Ort. „Höher als die Sterne ist er an Verdiensten," wird von dem Erzbischof Anno von Köln in seiner Vita[4]) gesagt. Biblischen Anklang verrät es, wenn im Waltharius[5]) von einem Heer gesagt wird, es habe an Zahl die Sterne und den Sand übertroffen. Für Himmel gebraucht Hrotsuith öfters den Ausdruck „stelligera" oder „astrigera aula". So heißt es z. B. zu Beginn ihrer Passio des hl. Gongolf: „O frommer Lichtbringer, der du den Himmel mit den mannigfachsten Sternen bemalst und allein herrschest in der gestirnten Halle." – Den verschiedenen Glanz der Sterne findet man ebenfalls erwähnt und teilweise zu Vergleichen verwendet. Da heißt es einmal: „Aber das Gute unterscheidet sich im Wert, wie Stern von Stern sich in der Klarheit unterscheidet,"[6]) und ähnlich sagt Sigebert von Gembloux[7]): „Wie sich die himmlischen Gestirne in ihrem Licht unterscheiden, so wird auch den Heiligen verschiedene Gnade zuteil," und Lambert von Hersfeld[8]) meint einmal: „Denn wenn auch Sterne von Sterne im Glanze verschieden wären, so schmücken sie doch ein und dasselbe Angesicht des Himmels auf das schönste in ihrer Mannigfaltigkeit."

Nicht nur der Morgenstern, auch sonst noch werden Sterne überhaupt zu Gleichnissen verwendet. „Da ward jener Leuchtstern unsern Augen entrückt," wird in der Chronik Thietmars[9]) von einem Bischof berichtet. „Sei mir gegrüßt viel lichter Meeresstern," heißt es am Anfang einer Sequentia de S. Maria[10]); wie ja Maria überhaupt gern im Mittelalter „Meeresstern" genannt wird. In einer zweiten halb deutschen, halb lateinischen Sequenz[11]) wird Maria zu Beginn ähnlich angeredet: „Ave du vil schoeniu maris stella." Sigebert sagt in der Passio der Thebeischen Legion von dem hl. Mauritius[12]):

---

1) Gesta Oddonis, Vers 33. 2) Müllenhoff u. Scherer S. 83. 3) Translatio S. Epiphanii. MG. SS. IV, S. 248ff. 4) MG. SS. XI, S. 462ff. c. 1. 5) Vers 18. 6) Herbordi Dialogus de vita Ottonis Ep. Babenb.; MG. SS. XX, S. 697ff. Lib. II Vorrede. 7) Passio S. Luciae, Vers 346. 8) Siehe S. 20, Anm. 4. Jan. 1075 S. 204. 9) Buch VII. 10) Müllenhoff u. Scherer S. 160. 11) Sequentia de S. Maria; Müllenhoff u. Scherer S. 158. 12) c. 8, Vers 390ff. Siehe S. 10, Anm. 7.

„Und wie die Stern' das Firmament erleuchten,
Das durch der Nacht Gewand verfinstert steht,
Und durch ihr Funkeln diese Nacht bekämpfen,
Durchstrahlen eure Nacht, verhaßtes Volk,
Wie klare Himmelslichter die Thebeer.
Und wie der Mond die kleineren Gestirne
An Glanz besiegt, so überstrahlt dein Licht,
Mauritius, die kleineren der Deinen."

Eine Art von Gestirnen jedoch gab es, die fast durchweg gefürchtet wurden und als Vorboten schlimmer Ereignisse galten: die Kometen. In fast allen Annalen, und seien sie noch so trocken und dürftig, werden Kometen erwähnt. Zur Erläuterung mögen einige Beispiele folgen: „Und irre ich mich nicht, so zeigte uns diese Leiden ein furchtbarer Komet an, der in ebendiesem Jahre um die Ostertage erschien."[1]) – „Ein Komet erschien. Der König Ludwig, der Sohn des Königs Arnulf starb, und der Herr Konrad empfing das Reich."[2]) – „Ein neuer Stern von ungewöhnlicher Größe und blitzendem, die Augen blendendem Glanz erschien, nicht ohne Schrecken. Wunderbarerweise erschien er bald kleiner bald größer und manchmal ganz erloschen. Er wurde aber im äußersten Osten durch drei Monate hindurch gesehen über alle Sterne des Himmels hinaus."[3]) – Im dritten Jahre wurde am nördlichen Himmel ein Komet mit außerordentlich langem Schweif und blassem Gesichte gesehen. Es folgten auf diese Erscheinung viele Kriege, und bei vielen Völkern wurde eine Menge Bluts in Schlachten vergossen."[4])

Und nun von den Gestirnen zu den Tageszeiten! Wie hat man sich über Morgen, Mittag, Abend und Nacht ausgedrückt?

Es ist eine Tatsache, daß die mittelalterlichen Menschen durchweg, hoch und nieder, viel früher das Lager verließen als die modernen, wenigstens als die Städter. Dieser Umstand mag es erklären, daß verhältnismäßig so oft vom Morgen die Rede ist, und zwar von seinem Anbruch, denn in den meisten Fällen wird die Morgenröte angeführt. Und diese im Vergleich mit den andern Tageszeiten so häufige Erwähnung des Morgens spricht sehr dafür, daß man Sinn für eines der schönsten Naturschauspiele hatte, die es gibt, für den Tagesanbruch, was auch ein neuer Beweis für das anläßlich des Sonnenaufgangs Gesagte wäre.

1) Adam von Bremen; B. III, c. 50. 2) Annales Sangallenses Maiores. MG. SS. I, a. 911. 3) Ebenda a. 1006. 4) Alperti de div. temp. Buch, II c. 19.

„Es geschah eines Tages, als die Morgenröte die Nacht beendete“[1] ... „Als am andern Tage die Morgenröte anbrach“[2] ... „Beim ersten rötlichen Schimmer der Morgenröte“[3] ... „Bis die ros'ge Morgenröte emporsteigt“[4] ... „Am nächsten Tag, als die Morgenröte die Strahlen des Lichts erglänzen ließ“[5] ... „Nachdem sie die Morgenröte vorangeschickt hatte, verscheuchte die Sonne, indem sie ihre schimmernden Strahlen verbreitete, die nächtlichen Schatten“[6] ... „Und als die verjagten Schatten der Nacht verschwanden, die Morgenröte ihr Licht über die morgendliche Gegend ausgoß und sie, als die Sonne aufging, höher am heiteren Himmel emporstieg“[7] ... „Es durchbrach die Morgenröte das nächtliche Dunkel mit dem Glanze des Lichts“[8] ... „Sobald erglänzte der erste Schimmer des Frührots“[9] ... „Als der erste Sonnenstrahl sein Licht über die weite Erde ergoß“[10] ... „So blieb er liegen, bis die Morgensonne die ganze Erde erleuchtete“[11] ... „Als schon das Licht der Sonne mit langen Strahlenstreifen die Schatten der Berge und Wälder hellte“[12] ... „Als die Sonne errötend der Erde ihre ersten Strahlen zeigte“.[13]

Zwei längere Schilderungen des Morgens sind uns erhalten in den Werken Walthers von Speier und Sigeberts von Gembloux. Im Christophorus[14] heißt es:

„Schon ist die Nacht verscheucht, die Sterne fliehen,
Und wie das schöne Tageslicht sein Lager
Verläßt, hüllt sich die blasse Cynthia
In ihren dunkelblauen Mantel ein,
Und Phöbus schreitet purpurn von dem Meer
Mit lichtem Glanz die ganze Welt bestrahlend.“

Niemand wird sich wohl hier an dem antiken Gewand zuungunsten der eigenen Empfindung des Dichters stoßen, namentlich wenn man sich bewußt bleibt, daß noch sonst verschiedene Stellen in seinem Werk sind, die auf Naturgefühl schließen lassen, es sei nur an das schöne Gebet des Christophorus erinnert. Außerdem bringt er im VI. Buch noch einige Morgenschilderungen: „Schon floh der Morgen-

1) Ex translatione et miraculis S. Firmini. MS. SS. XV, 2; S. 803ff. 2) Ebenda. 3) Ebenda. 4) Widukind, Buch I, c. 11. 5) Annales Prumienses, MG. SS. XV, 2; S. 1289ff. 6) Amarcius, Buch III, Vers 171. Siehe S. 11, Anm. 1. 7) Hrotsuith, Maria, Vers 358. 8) Dies., De primordiis coenobii Gandeshemensis, Vers 33. 9) Ebenda. 10) Gebhardi vita S. Oudalrici, MG. SS. IV, S. 377ff. 11) Ebenda. 12) Chronicon S. Michaelis, c. 36. 13) Waltharius Vers 347. 14) IV. Buch, Vers 178ff.

stern das weiße Tageslicht, und wie das Lächeln der Sonne den Ländern Glanz spendete“[1]) . . . „Als das Tageslicht die nachtschweifenden Schatten verscheucht hatte“[2]) . . . und noch eine[3]), ebenfalls wie die erste in antikem Gewand:

„Der Morgenstern trat klarer schon hervor
Vom höchsten Ida, als er erst die Schatten
Von den ethe'schen Gipfeln abgeschüttelt,
Und heiter stand der Himmel mit der Sonne.
Apollo aber rief die Mühen wieder
Dem sterblichen Geschlechte jetzt zurück.“
(Die der Mond am Abend vorher ihnen gelöst hatte.)

Vor allem aber ist hier Sigebert von Gembloux zu nennen, der die Vorrede zum II. Buch seines Gedichts über die Thebeische Legion[4]) mit folgender Morgenstimmung einleitet:

„Ich muß erheben mich, den Weg beenden!
Daß früh' ich sei, ermahnet mich mein Werk.
Wenngleich die lange Ruhe mich erfrischt,
Ist sie dabei des Lasters Nahrung auch
Und die Begleiterin der faulen Leute.
Es hat der Hahn nur stündlich erst gekräht,
Jetzt ruft er schon Minute auf Minute
Und spornt mich an: Erhebe dich, es tagt!
Es hilft der Morgen den erfrischten Gliedern
Die Wege zu beschleunigen, es ist
Der Körper rüstig ja, der Geist lebendig!
Es freut sich alles an dem neuen Morgen,
Wenn sich gelöst die nächtliche Erschlaffung;
. . . . . .
Und welcher Mensch freut sich des Wohlklangs nicht
Aus frischer Vogelkehle jeden Morgen?
Von tausend Vogelarten tausend Klänge!
Derselbe Mund hat noch verschiedene Töne!
Und dieser Sang erleichtert dir die Mühsal
Und täuscht dich, Wandrer, über sie hinweg.
Hier könntest lernen du die Harmonie
Sechsstimmigen Gesangs“ . . .

Der Tag wird zu einigen wenigen Vergleichen benützt: „Dann wird sein hohes Verdienst heller als der Tag erscheinen,“ heißt es von

1) B. VI, Vers 157. 2) B. VI, Vers 244. 3) B. VI, Vers 201. 4) Siehe S. 10, Anm. 7.

Bernward von Hildesheim.[1]) Oder: „Es hat sich gezeigt heller als das Tageslicht.“[2])

Auch der Abend begegnet in der Lektüre lange nicht so oft wie der Morgen: „Der Tag war schon auf der Neige, der ganze Himmel schien sich in Regen auflösen zu wollen.“[3]) – „Der Regen goß in Strömen herab, während der ganz mit Wolken überzogene Himmel und die eben untergehende Sonne uns eine stockfinstere Nacht in Aussicht stellten.“[4]) Erwähnt sei nochmals die Stelle bei Walther von Speier[5]):

„Und als schon von den Bergen länger fallen
Die Schatten und allüberall der Mond
Die Sterblichen erlöst von ihren Mühen“ . . .

Sigebert sagt einmal[6]): „Die Sonne eilt, um ihren Wagen zum Untergang in das Meer zu stürzen“ . . . „Es hält selbst der Tag still und erleichtert dem Menschen seine Last.“[7]) – „Indessen erschien der schimmernde Herold der Nacht, den wir Abendstern nennen,“ schreibt Walther von Speier[8]), und er mag jetzt zur Nacht selbst überleiten. Derselbe Verfasser sagt an einer andern Stelle[9]): „Und als schon das Gewand der Nacht die Strahlen der Sonne einhüllte“ . . . Von einer „nox flammigera“ redet Hrotsuith, auch eine „schweigende Nacht“[10]) begegnet einmal. Sigebert verwendet an einer Stelle die antike Vorstellung von dem Zwiegespann der Nacht im Gegensatz zu der „quadriga“ der Sonne.[11]) Am meisten jedoch scheint das Finstere der Nacht Eindruck gemacht zu haben, was man schon bei den Beispielen über den Morgen, der ja meist im Gegensatz zu der Nacht angeführt wird, hervortreten sehen konnte. Diese Erscheinung ist auch leicht erklärlich, denn die meisten Menschen fürchteten sich wohl allein in der Nacht draußen – und wo Furcht ist, kann kein Genuß sein. – „Die Nacht war angebrochen und bedeckte die Erde mit schauerlichem Dunkel.“[12]) „Die Finsternis der Nacht wurde dichter“[13]) . . . „und wie das finstere Gewölk der Nacht von den Strahlen der Sonne verscheucht wurde“[14]) . . . „und als die Nacht schon die finsteren Farben wieder von den Dingen

1) Vita; MG. SS. IV, S. 754ff. c. 56. 2) Lambert, Juni 1075, S. 224. 3) Richeri Historiarum Libri IV; Script. Rer. Germ. ex MG. rec. Buch IV, c. 50. 4) Ebenda Buch IV, c. 50. 5) Siehe S. 22. 6) De passione Sanctorum Theb. B. I, c. 14. 7) Ebenda. 8) Vita et Passio S. Christophori Martyris, Prosa, XXI. 9) Ebenda XXV. 10) Carmen de bello Saxonico Vers 184. 11) Siehe oben Anm. 6. 12) Richer, Buch IV, c. 50. 13) Vita Heinrici II. Imp. auctore Adalbodo. MG. SS. IV, S. 679ff. c. 38. 14) Carmen de S. Bavone, NA. X. S. 371, Vers 60.

genommen hatte“[1]) ... „Unter dem Schweigen der nächtlichen Finsternis“[2]) ... „und unter dem allzu großen Schweigen der nächtlichen Finsternis ankommend“[3]) ... „als die verjagten Finsternisse der Nacht verschwanden“[4]) ... „bis die Nacht angetan mit der gewohnten Finsternis wieder mit nebeliger Dunkelheit die Erde bedeckte.“[5])

An die Tageszeiten sei gleich das Verhältnis zu den Jahreszeiten angeschlossen. Am meisten hat der Frühling Beachtung gefunden. Man hat etwas verächtlich von der ewigen Frühlings- und Maienfreude der Minnesänger, die in die Zeit nach der behandelten Periode fallen, gesprochen. Sie ist auch bei manchen sicherlich nur eine stereotype Nachbetung — wenigstens der Form nach — eines schon vor den betreffenden von berühmteren Mustern dargestellten Gefühls. Und doch ist gerade dieser ausgesprochene Zug der Frühlingsfreude in diesen Jahrhunderten so natürlich und leicht erklärlich. Der Winter bedeutete in jenen Zeiten doch noch etwas ganz anderes für die Menschen: die Heizverhältnisse waren längst nicht so vollkommen wie heutzutage; die Wege, die oft schon im Sommer in einem für unsere Begriffe haarsträubenden Zustand waren, werden im Winter auch nicht besser gewesen sein — außer dann vielleicht, wenn alles zu Stein und Bein gefroren war — so daß die meisten dieser Menschen monatelang in ihre oft recht engen Häuser eingesperrt waren; und so ist es begreiflich, daß sie mit Sehnsucht den Lenz erwarteten. Der wiederkehrende Frühling mußte schon nach dem bloßen Gesetz des Gegensatzes einen überwältigenden Eindruck auf sie machen! Und auch bei einem großen Teil der modernen Menschen, wenn er auch eine noch so große Freude am Winter hat, wird die Freude am ersten Schnee bei weitem überwogen durch den mächtigen Eindruck des ersten Frühlings, wenn jedes kleinste Teilchen der Natur neues sprossendes Leben verkündigt.

Zu Beginn sei hier noch einmal an den Schluß des schon vollständig zitierten Liebesliedes[6]) erinnert:

„Und wenn der Winter auch mit seinem Frost
Die Flüsse all in ihrem Laufe hemmt,
Der Lenz kommt doch mit jeglichem Entzücken!“

Noch ein zweites Liebeslied eines Klerikers, das an eine Nonne gerichtet ist, und das Kögel als das früheste Dokument deutscher Lyrik

1) Waltharius Vers 391. 2) Hrotsuith, Theophilus, Vers 94. 3) Dies., Gesta Oddonis, Vers 350. 4) Dies., Maria, Vers 358. 5) Dies., Gesta Oddonis, Vers 556. 6) Siehe S. 18.

bezeichnet, sei hier angeführt.[1]) Erhalten sind leider nur Bruchstücke, doch läßt sich der Sinn zu einem großen Teil erraten, und er sei mit Kögels Worten wiedergegeben: „Ein Kleriker bittet eine Nonne um Erhörung, indem er sie auf den blühenden Frühling, die neu begrünten Auen hinweist. Die Nonne fragt, was sie tun solle, worauf er mit erneutem Liebeswerben antwortet: „Erkenne meine Liebe, die Vögel singen jetzt im Walde.“ Sie lehnt die Berufung auf die Wonne der Natur ab: „Was geht mich die Nachtigall an? Ich bin Christi Magd, ihm habe ich mich gelobt.“ Aber er läßt nicht ab, in sie zu dringen: „Wenn du meiner Liebe Gehör schenkst, so werde ich dir überdies weltliche Ehre genug geben.“ Mit Ernst erwidert sie: „Das zieht alles dahin, wie die Wolken am Himmel. Allein Christi Reich dauert in Ewigkeit.“ Das Weitere dreht sich um Christus und wird gleich darauf wegen des unvollständig erhaltenen Textes unklar.

In der Vita Udalrici Cellensis[2]) heißt es im 4. Kapitel: „Als schon die Rauheit der traurigen Kälte wich und die fröhliche Schönheit der Frühlingszeit einschmeichelnd zu lächeln begann, kehrten die verehrungswürdigen Brüder zu dem vorgenommenen Werke zurück.“ Richer läßt einmal[3]) „auf des Winters traurige Kälte wieder des Frühlings Milde folgen und nach dem Lauf der Dinge die Luft sich ändern,“ und an einer andern Stelle[4]) sagt er: „Als nun der rauhe Winter vorüber war, als der Frühling mit milderer Luft die Erde anlächelte und das Grün der Wiesen und Felder hervorlockte.“ In der Vita Heinrici II. kehrt Heinrich nach Franken zurück[5]), „um, wenn des Winters Rauheit vorüber sei und des Frühlings Lieblichkeit wieder nahe, ein Heer nach Alemannien zu führen.“ In Wipos Carmen Legis pro laude Regis[6]) sagt das Gesetz:

„Wie durch den Regen wächst die Saat, so ich
Durch dieses Lob! Und nicht ergötzt es mehr
Die Bien', an honigreicher Blüt' zu naschen,
Als mich des Königs Lob! Wird doch dadurch
Sein Bund bestätiget mit dem Gesetze.
Mir ist geschehn durch dieses Lob der Musen,
Wie es durch Tau ergeht den grünen Kräutern,
Wenn wieder hergestellt der Erde Freuden
Der Frühling hat.“ –
„Quando dies verni reparabunt gaudia mundi“ –.

1) R. Kögel, Gesch. der deutschen Lit. bis zum Ausgange des Mittelalters, I, 2. Straßburg 1897, S. 137. 2) AA. SS. Juli. Bd. III, S. 154. 3) Buch III, c. 109; siehe S. 27, Anm. 3. 4) Buch IV, c. 21. 5) c. 13; siehe S. 27, Anm. 13. 6) Siehe S. 17, Anm. 8.

Ekkehard IV. sagt anläßlich der Feier der Auferstehung des Herrn[1]):

„O freu' dich Frühling, spende Beifall, Himmel
Und Erde, Meer! Es schenken Tau die Lüfte!
Die Blumen jüngen sich auf allen Wiesen!
Die Luft sei heiter! Grün der nackte Plan!
Mit Flügelschlag und mit melod'scher Kehle
Geb' Kurzweil rings der kleinen Vögel Schar."

Und später schildert er noch ausführlicher[2]): „Wie sich die Erde wieder belebt, die Bäume und Kräuter sich aufrichten, wie jedes Geschöpf von den Vierfüßlern bis zum Würmchen dem Auferstandenen seine Jungen darbringt. Wie die Vögel ihre Kleinen singen lehren in vielstimmigen Melodien, die lange nackt stehende Rebe sich mit Blättern bedeckt und Knospen treibt. Wie goldfarbene Blumen durch die Wiesen hin blühen, Baum und Gras grün werden, Wälder ins Holz wachsen, Früchte schwellen."

Einmal[3]) wird der Vergleich gebraucht: „So geschah es, daß er wie eine trockene Erde, nachdem die winterliche Rauheit durch die über sie kommende liebliche Heiterkeit der Luft verscheucht, durch die warmen Dämpfe der Sonne mit Pflanzen belebt, grünt und grünend blüht und blühend reift." ... In den Gesta Abbatum Lobiensium[4]) werden die Jahreszeiten überhaupt im Prolog zu einem Vergleich benützt: „Auch die Veränderung der Jahreszeiten hat eine ähnliche Ursache. Was gebe es Gegensätzlicheres als Tag und Nacht, Licht und Finsternis? So schlägt der Sommer den Winter, der Winter den Sommer in die Flucht. Der Herbst ist dem Frühling, der Frühling dem Herbst entgegengesetzt. Wer erlebte im Winter die Hitze des Krebses und der Hundstage, wer sah im Sommer die Felder im Schnee bleichen oder die Flüsse im Eis sich ausdehnen? So wird auch niemand im Frühling den Most vorher kosten wollen oder Trauben essen, während die mannigfachen Arten der Kräuter und Blumen, durch welche sich der Frühling sckmückt und erfreut, im Herbste dahinsiechend verwelken. So vollendet jedes an seinem Platze das Jahr, denn wenn keine solche Ablösung wäre, würde man eher ein Chaos und eine unerträgliche Zeit sehen, als ein Jahr."

Außer dem Winter, der, wie schon zu bemerken war, schlecht wegkommt und dem Frühling gegenüber immer den kürzeren zieht, werden

1) Egli, Neue Dichtungen aus dem liber benedictionum Ekkehards IV., St. Gallen 1898; VII, In Pascha, Vers 142. 2) Ebenda VIII, Vers 160.
3) Folcwini gesta abbatum S. Bertini Sitkiensium, Buch II, c. 7; siehe S. 18, Anm. 2. 4) Folcuini gesta abbatum Lobiensium, MG. SS. IV, S. 54.

die übrigen Jahreszeiten, Sommer und Herbst, sonst kaum in beschreibender Weise oder mit einem lobenden oder tadelnden Wort erwähnt. In einem Gedicht an Heinrich IV.[1]) heißt es mit Bezug auf Heinrich:

„Der Sturm hört auf, im Kaiser naht der Sommer
Und reißt die Welt aus Finsternis und Nebel."

Nicht übel ist die brütende Hitze eines Sommertags bei Amarcius geschildert[2]): „Es ermattet den Menschen, wenn die Sonne im Krebse keucht und der rote Syrius die pesthauchende Mitte einnimmt, wenn die lärmenden Frösche mit schrecklich tönender Stimme die bewachsenen Sümpfe erfüllen, die süßen Zikaden zirpen und die dem Abend zuneigenden lichtscheuen Motten fliegen."

Daß Heinrich II., nachdem er im Spessart die Herbstfreude genossen (er hat dort gejagt), von Franken nach Sachsen heimzog, wurde schon früher einmal berichtet.

Zur Ergänzung für das über den Winter Gesagte seien noch einige Stellen angeführt: Bezeichnend ist, daß in der Vita Balderici[3]) „unter dem Traurigen, das dem Hause Christi fehle, auch der Schnee ist". – „Eines Nachts, als der winterliche Sturm, rauher als gewöhnlich, durch den Schrecken über Kälte und Schnee weiß wurde."[4]) Hrotsuith ist eine von den wenigen, die verrät, daß ihr auch der Winter oder wenigstens der Schnee gefiel, denn sie gebraucht einmal, als sie die Schönheit der Maria schildern will, den Vergleich, daß ihr Antlitz geleuchtet habe wie die Weiße des Schnees.[5])

Auch in den Annalen werden häufig strenge Winter erwähnt. Einem Kanonikus, der eine gereimte Chronik von Lüttich[6]) (1117—1119) verfertigte, hat dagegen ein außerordentlich milder Winter einen solchen Eindruck gemacht, daß er seine Chronik mit dessen Schilderung beginnt: „Im Jahre Christi 1117 war der Winter von solcher Heiterkeit und so viel Schönheit in der Welt, daß man mitten im Dezember hätte glauben können, im April oder Mai zu sein... Die Luft war klar und ohne Kälte; kein Mensch sah damals erfrorene Ohren; dagegen hörte man in den Wäldern die kleinen Amseln singen." Ganz anders lautet im

---

1) Sitzungsberichte der Ak. zu München. Philos., philol. und hist. Klasse 1882, II, Vers 3 2) Liber III, Vers 362; siehe S. 11, Anm. 1. 3) MG. SS. IV, S. 724ff., c. 30. 4) Anselmi gesta episc. Leodiensium; MG. SS. VII, S. 191, c. 5. 5) Maria, Vers 348; siehe S. 2, Anm. 1. 6) MG. SS. XII, S. 415.

Sang vom Sachsenkrieg die Schilderung eines strengen Winters, die so anschaulich ist, daß sie in Gundlachs Übersetzung[1]) hier folgen möge:

„Durch offne Auen zog das Heer
In ungemessnem Schwalle,
Als jäh des Winters eis'ger Hauch
Den Lauf der Flüsse staut.
Der Woge, die nur Kähne trug,
Wird Wagenlast vertraut;
Im Stall erstarrt das Herdenvieh,
Das Wild in seinen Forsten;
Es ist in schnöder Kälte Grimm
Viel Erzgerät geborsten;
Dann wieder rauscht des Regens Guß
Im Wintersturm zerstoben.
So fällt nun auf das Sachsenheer
Der Elemente Toben,
Und viele enden seiner Zahl
Vom Elend schnell bestattet.
Denn wenn des Volks unedle Schar,
Auf bösem Pfad ermattet,
Sich legt, auf Schlummer nur bedacht,
Im freien Felde nieder,
Dann wurden kalt und todessteif
Die schweißbedeckten Glieder.
Und manch ein Leib, in Eisesnacht
Erstarrt zu träger Last,
Ward von dem Lagerfeuer hier,
Vom Froste dort erfaßt.
Die Reiter aber, die mit Müh'
Des Bergsteigs Eng' begehen,
Empfängt mit Allmacht hinterrücks
Des Schneesturms Todeswehen;
Er fegt sie fort und schüttelt hoch
Auf ihrem Grab den Schnee:
Es gibt kein Heil, des sich das Roß
Der Reiter da verseh'.
Die Sachsen fallen so zu Hauf'
In jammervollem Tod,
Und wenig Wert hat mehr der Rest
Entronnen solcher Not."

Da das Gedicht gegen die Sachsen und für Heinrich IV. geschrieben ist, heißt es von Heinrichs Heer:

„An solchen Kriegern mochte auch
Der Frost sich machtlos zeigen."

Zum Schluß mögen noch zwei Stellen aus Froumund von Tegernsee[2]) folgen: „Schon hüllen die mächtigen Berge in Schnee ihre Gipfel und mit kaltem Hauche fährt's über das harte Feld." Sehr gut ist eine Stimmung wiedergegeben in der einzigen Zeile:

„tempus nunc est, hu hu quo dicimus omnes."

Haben unsere Landsleute im 10. und 11. Jahrhundert einen Sinn für die Schönheit des Meeres gehabt? Äußerungen, die dafür sprächen, sind keine vorhanden. Wohl hat die Masse des deutschen Volkes niemals das Meer gesehen; aber gerade unter denen, die sich schriftstellerisch betätigten, sind manche gewesen, die gereist sind, die in Italien, in Jerusalem waren, die im Norden des Reiches lebten, wo es nicht weit zur See war. Erwähnt wird das Meer zwar oft in Vergleichen,

1) Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. Bd. 2, Vers 291ff.
2) Aus: Codex epistolaris Froumundi, München, lat. 19412, nach mündlicher Angabe von Dr. L. Zöpf.

doch nur von seiner stürmischen und gefährlichen Seite. Das mag einerseits auf den Einfluß der Bibel zurückzuführen sein, andererseits wird man wohl nicht behaupten können, daß kein einziger dieser Schriftsteller selbst gerade auf ein solches Bild gekommen sei. Manchmal wird beides durcheinander spielen: biblisches Vorbild und eigene Erfahrung. Viele von denen, die in der Welt herumkamen, haben zweifellos einen oder mehrere Stürme mitgemacht, und so ist es begreiflich genug, daß sich ihnen die Gefährlichkeit solcher Erlebnisse tiefer eingeprägt hat als die ruhige Schönheit des Meeres. Außerordentlich beliebt ist der Vergleich des Lebens mit einem stürmischen Meer, aus dem man sich in den sicheren Hafen — in den Himmel — rettet: „Daß er aus dem Schiffbruch in der Brandung dieser Welt glücklich in Gottes Gnade seine Zuflucht gefunden und an dem Gestade der wahren Rettung gelandet wäre.“[1]) „Nachdem sie das Meer dieser Welt durchmessen und in dem Hafen der seligen Ruhe unter Gottes Führung gnädig eingelaufen . . .“[2]) „Er flog aus diesem Meere zu den Ufern der ewigen Seligkeit hinüber . . .“[3]) „Daß ich aber jetzt als ein noch ungeübter Fischer und nicht unter der Flagge eurer Belehrung in das weite stürmische Meer mich hinausgewagt . . .“[4]) „Wir sind auf dem Meer. Arbeiten wir, so sehr wir können! Überall werden wir von den Fluten umhergeworfen, Sandbänke beunruhigen das Schiffchen, die Erhebung des Meeres droht in die Tiefe zu stürzen: Die einzige inbrünstige Hoffnung wird auf den Anker gesetzt.“[5]) — Die Kirche wird gern mit dem Ausdruck „Schiff der Kirche“ bezeichnet. Um ein Beispiel anzuführen: In Ruotgers Leben des Erzbischofs Bruno von Köln heißt es einmal:[6]) „Zahllose Stürme wüten von allen Seiten in diesem Auswurf. Das Schiff der Kirche schwankte, so sehr auch die Ruderer sich abmühten; der Steuermann selbst konnte der Heftigkeit des furchtbaren Ungewitters nicht widerstehen.“ — „Und da er wie ein von den Wogen überströmtes Schiff zugleich auch von außen her von den Stürmen des Mißgeschicks erschüttert wurde . . .“[7]) „Außerhalb aber (der Burg) rasen und brüllen wie ausgetretene Fluten jene Gefäße des Teufels (die Gegner).“[8])

1) Ruotger, c. 30; siehe S. 15, Anm. 1. 2) Annales Quedlinburgenses; MG. SS. III, S. 22ff. a. 1013. 3) Vita Adalberti, c. 6; siehe S. 15, Anm. 4. 4) Vita Godehardi, Einleitung; siehe S. 13, Anm. 7. 5) In einem Brief an Erzb. Udo v. Trier, NA. V, S. 208. 6) c. 38; siehe S. oben, Anm. 1. 7) Adam v. Bremen, Buch III, c. 62; siehe S. 7, Anm. 1. 8) Lambert, S. 188; siehe S. 20, Anm. 4.

Auch Walther von Speier bringt die Schilderung eines Sturmes.[1]) Als der heidnische König von Syrien die von Christopherus bekehrte Nicäa auf alle erdenkliche Weise zur Strafe für ihre Abtrünnigkeit zu Tode martern lassen will, ohne daß ihm sein Vorhaben gelänge, greift er schließlich zum Schwerte:

„So wie dem Schiffer, der durch blaue Wogen
Des segelüberflognen Meeres fährt
Mit seinem Kahn, der edle Schätze birgt,
Orion plötzlich dann den Himmelsbogen
Verdüstert und mit stürm'schem Angesicht
Aufwühlet all des Ozeans Wogen,
Daß er in die geschwollnen Fluten rings
Die Waren wirft und sie an starren Felsen
Zerschellen lassen muß und trotzdem machtlos,
Die schwersten Sorgen in dem Busen hegend,
Was übrig noch, den starken Mastbaum fällt,
Und schließlich, um das arme Lebensflämmchen
Zu bergen nur, mit seinen Händen rudernd,
Zum sichren Hafen sich errettend schwimmt."

Zum Schluß sei noch ein Ausspruch Hrotsuiths aus den Taten Ottos des Großen erwähnt; sie sagt von dem Kaiser:[2]) „Er, der berühmteste, war es wert, daß er an Ruhm allen Königen, soweit der Ozean mit flutenden Wellen sie umfließt, voranschritt."

Erhalten sind einige Stellen über Flüsse, aus denen hervorgeht, daß man sie etwa nicht nur als ergiebige Quelle für den Fischfang oder als bequemes Verkehrsmittel ansah, wie man wohl glauben könnte, wenn man z. B. nur die Stelle in einem Brief des Gozechinus an Walcher[3]), einen Scholastiker in Lüttich, hätte, wo es über die Maas heißt, sie sei mit Recht allen anderen Flüssen Belgiens vorzuziehen, da sie nicht allein den Bürgern, sondern auch den Landbewohnern eine reichliche Menge Fische darbiete und zur Beförderung der verschiedensten Waren und überhaupt für jede Annehmlichkeit geeignet sei usw., sondern es gab auch Menschen, die die Schönheit der Flüsse in der Landschaft zu schätzen wußten. Schon der alte Wandelbert von Prüm, der zwar nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit gehört, erzählt am Schlusse seines Gedichts über die zwölf Monate[4]), daß er an den „dulcia litora" des

1) 5. Buch, Vers 215ff.; siehe S. 16, Anm. 2. 2) Vers 133. 3) Mabillon, Analecta Vetera, Bd. IV, S. 360. 4) Wandelberti Prumiensis Carmina; MG. Poet. Lat. II, S. 604ff.

Rheines aufgewachsen sei. Wie man jetzt noch oft hören kann, der Rhein sei der schönste deutsche Strom, so heißt es schon im 10. Jahrhundert, daß Hiltrud, die Schwester einer Schülerin der von Scheffel etwas ins Lächerliche gezogenen, zu ihrer Zeit aber hochbewunderten und verehrten hl. Wiborad, „in dem Frickau genannten Gau, an welchem der Fluß Aare auf der einen Seite vorüberfließt, und welchen auf der andern Seite der edelste unter den Flüssen, indem er in das alemannische Land eindringt, der Rhein, bewässert.“[1]) Vor allem aber ist hier eine kleine Erzählung zu erwähnen, aus der Vita eines Konstanzer Bischofs Konrad.[2]) Dieser Bischof Konrad war befreundet mit dem Bischof Ulrich von Augsburg. Die Freunde besuchten sich gegenseitig häufig. Eines Tages stehen sie auf Konstanzer Gebiet auf dem Kastell Laufen am Rheinfall. „Der Rhein stürzt sich dort wie in einen ungeheuren Abgrund, um dann wieder ‚visu terribili‘ emporgeschleudert zu werden. Während die Freunde die Wucht des Schauspiels ‚bewundern‘, sehen sie, wie zwei Vögel in der Mitte des Flusses in unaufhörlichem Flug um die Felsen herumflattern. Schon werden sie häufiger, ermattet durch das fortwährende Drehen, durch die Wogen des wilden Gewässers niedergerissen und bieten wiederauftauchend den Zuschauenden einen erbarmungswürdigen Anblick.“ Die beiden nehmen nun die Vögel als Sinnbild zweier noch nicht ganz geläuterter und deshalb durch den Strom gequälter Seelen. In dieser Schilderung hat man eine lebendige, klare Beschreibung eines Naturausschnitts, den diese zwei Menschen erst bewundern, und der in ihnen dann ein im Rahmen ihrer Weltanschauung bestimmtes Gefühl hervorruft.

Von Kaiser Otto I. heißt es in der Vita Adalberti[3]), „daß er an dem schönen Ufer der Elbe dem hl. Mauritius habe ein Kloster errichten lassen“. Adam von Bremen[4]), der seine Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg mit einer Beschreibung Sachsens beginnt, sagt im 1. Kapitel im 1. Buche: „Überall benetze eine Menge ebenso lieblicher wie günstig gelegener Ströme die Landschaft“, worauf im 2. Kapitel eine Beschreibung des Laufs von Elbe, Saale, Weser und Ems erfolgt. — Nicht mit Namen bezeichnet ist ein Flüßchen in der Passio S. Bonifatii[5]), an das der Heilige auf einer Reise nach Thüringen gekommen war, und wo er, weil das Flüßchen in einem anziehenden Bett dahinfloß und an seinem Ufer

1) Siehe Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 10. Jahrh., Bd. 11, Seite 235, Anm. 1. 2) MG. SS. IV, S. 429, c. 8. 3) c. 4; siehe S. 15, Anm. 4. 4) Siehe S. 7, Anm. 1. 5) Jaffé, III, S. 471.

ein lieblicher Platz war, in seinem aufgeschlagenen Zelte zu übernachten beschloß.

Seille und Mosel werden von Sigebert von Gembloux[1]) in seinem Loblied auf Metz gepriesen:

„Was schweig' ich von der Seille? und auch die Mosel
Wird's zu erwähnen Zeit; von fernen Quellen
Und aus verschiedner Gegend fließen sie
Dir zu, in langem Laufe Früchte nährend,
Mit ihren Ufern deine Wäll' umarmend,
Um endlich dann mit unberührter Lippe
Den Kuß zu tauschen und sich zu vereinen.
Sie spenden Frucht und Zierd' und geben Schutz
Und laden zum Verkehr ein in die Ferne.
Des Leibes Notdurft dienet der Verkehr,
Dem Sinn ihr Anblick, und der Klang dem Ohr,
Wo säng' die Wasserorgel süßre Weisen?"

Auch zu Vergleichen werden Flüsse und Bäche verwendet. Bruno sagt in der Einleitung zu seinem Sachsenkrieg[2]): „Die Wissenschaft sei dem Alter und dem Untergange so wenig unterworfen, daß ihre Kraft auch dasjenige, was durch die Gewalt der Zeit wie von einem Waldstrom in den Abgrund gerissen werde, der Macht der Zeit zu entreißen vermöge" usw. Liudprand[3]) sagt in dem Bericht über seine Sendung nach Konstantinopel einmal von Alberich: „Dessen Seele habe die Habsucht nicht nur tropfenweise, sondern wie ein geschwollener Gießbach erfüllt." Ganz allgemein redet Thietmar[4]) einmal „von Gemütern, die wie die Fluten des Wassers hin und her wogten".

Für die Lieblichkeit von Quellen hat man offenbar viel Verständnis gehabt. Als der hl. Gongolf[5]) ein Geschäft im königlichen Dienst vollendet hatte und danach trachtete, in sein Vaterland zurückzukommen, führte ihn seine Reise durch Gegenden, „die die Franken Campanien nennen, weil dort weitläufige Landflächen sind ohne jeglichen Schatten und ohne waldige Gebirge." Eines Tages, als er mit seinen Gefährten an einen Scheideweg gekommen war, suchte er einen Platz zum Frühstück, und da kam er an eine Quelle, aus der klares und durchsichtiges Wasser entsprang. Dieser Ort, der ihm für sich und seine Tiere geeignet schien – es gab Gras und Kräuter dort – wurde auch zur Rast

1) Siehe S. 10, Anm. 1. 2) MG. SS. V, S. 327ff. 3) MG. SS. III, S. 264ff., c. 62. 4) Buch VI, c. 39. 5) Miracula S. Gengulphi. AA. SS. Mai Bd. II, S. 643.

erkoren. Gongolf lädt den Besitzer des Quells, der gerade herbeikommt, zur Teilnahme an dem Frühstück ein und kauft ihm schließlich die Quelle ab, worüber der glückliche Verkäufer heimlich lächelt, denn mitnehmen kann Gongolf doch die Quelle nicht. Diese Erzählung hat Hrotsuith zu einem poetischen Werke benützt. Sehen wir, was in ihrer „Passio des hl. Gongolf“ [1]) über den Quell steht:

„Und eines Tages führte ihn der Weg
Vor eines Armen eingezäuntes Land,
Das wie ein Kästchen lag, mit Frühlingsblumen
Geschmückt; dazu mit Stengeln und mit Gras
Gar mannigfach bedeckt; ein muntrer Quell
Entströmt dem Orte in kristallner Klarheit,
Mit Murmeln das Gefilde rings bewässernd.
Als drauf der Herr die klaren Augen wandte,
Als er der hellen Quelle Sprudel sah,
Hat ihm das kühle Naß es angetan.
Er schickt den Knaben, um das Kommen bittend
Des Herrn, dem dieser blum'ge Ort zu eigen.“

Der Arme kommt auch, und Gongolf sagt zu ihm:

„Mein lieber Freund, o weiche meinen Bitten
Und überlaß mir diesen reinen Quell,
Der hier entspringt und dein Gefilde netzt
Mit reinster Klarheit, unter süßem Klingen.“

Der im stillen frohlockende Arme verkauft ihm auch den Quell um 100 solidi, und Gongolf zieht strahlend – nitens – seinem Vaterlande weiter zu. – Man vergleiche die beiden Stellen, und es wird nicht nötig sein, darauf hinzuweisen, was und wieviel Hrotsuith an Eigenem zu ihrer Vorlage hinzugab. Sie hat offenbar überhaupt für den Reiz einer Quelle viel Sinn gehabt: in ihrer „Maria“ kommt eine Stelle vor (Vers 785):

„Et radice tua deduc exstimplo secreto
Undas fonticuli fluitantes gurgite dulci.“

Unter der schon früher in der Erzählung der Taten des Bischofs Otto von Bamberg [2]) erwähnten Eiche fließt eine überaus liebliche Quelle hervor – fons amoenissimus. Auch in dem später noch ausführlicher zu berücksichtigenden Chronikon S. Michaelis in Pago Virdunensi [3]) wird eine Quelle erwähnt: „unter einem Felsen entspringt eine liebliche, mit freundlichen Wassern reichlich strömende Quelle“. – Als der Fuchs

1) Siehe S. 2, Anm 1. 2) Siehe S. 11, Anm. 2. 3) Siehe S. 10, Anm. 2.

in der Ecbasis[1]) den Löwen zur Erholung ins Freie schickt, zählt er unter anderem auch einen Quell auf, der in der Nähe fließt:

„Und die benetzt ringsum mit seiner Fülle
Ein glänzend heller Quell, von dem kein Schmutz
Entfließt, denn ungetrübt von Anbeginn
Tritt er in lautrer Klarheit an das Licht."

Auch in einigen Vergleichen kommen Quellen vor: so sagt Wipo im Leben Konrads III. einmal[2]): „Es pflegt aber vorzukommen, daß, da mehrere Gewässer aus denselben Quellen entspringen, sie bald trüb, bald klar sind, während die Hauptquelle klar bleibt". – In einem Brief an Erzbischof Aribo von Mainz schreibt Bern von Reichenau[3]): „Ich suchte aus dem süß fließenden Quell deiner heiligen Brust einen Trunk zu schöpfen, damit ich nicht durch verschiedene Bächlein des Irrtums länger vom Wahren abirre."

Es wurde bis hierher zu zeigen versucht, wie sich der Mensch jener Zeit dem Wald, der Wiese, der Pflanzenwelt, den Gestirnen, den Tages- und Jahreszeiten, dem Wasser gegenüber verhielt; es bleibt jetzt noch einen Blick auf die Bergwelt zu werfen.

Im Leben des Bischofs Altmann von Passau[4]) wird erzählt: „Als Altmann eines Tages in einer Stadt namens Mutar (Mautern) residierte und in der Ferne einen schönen Berg sah, fragte er die Einwohner jenes Ortes nach diesem Berg. Als diese ihm einige beinahe unglaubliche Dinge erzählten, ließ er sein Maultier satteln und stieg, von einer großen Menschenmenge begleitet, fröhlich auf einem harten und abschüssigen Bergpfad den Berg hinan; „in einer gewissen Ahnung wohl", wie der Verfasser hinzusetzt, „daß die, die hienieden Gott dienen, nach einem Leben in der Enge und Beschränkung den Himmel erklimmen werden." Als der Bischof den ganzen Berg durchstreift hatte, erblickte er einen geräumigen Platz, der geeignet zum Bau eines Klosters war; sofort richtete er dort sein Zelt auf, und nachdem der dichte Wald, der damals noch dort wuchs, gefällt war, begann er ein Oratorium zu errichten." Das Kloster war das Kloster Göttweih bei Krems a. D. In den beiden vorhergehenden Kapiteln bringt der Verfasser übrigens auch seine eigene Meinung über diesen Berg: „Dieser Berg, der von den andern Bergen durch einigen Zwischenraum getrennt ist, erreicht mit seinen hohen Wipfeln beinahe die Wolken, der Gestalt nach ist er

1) Siehe S. 13, Anm. 1. 2) c. 3. 3) Jaffé, III, S. 365ff. 4) MG. SS. XII, S. 237, c. 29.

ein langgestreckter Kegel; früher von Wald bedeckt, ist er nun mit Weinbergen und Obstbäumen bepflanzt; früher durch Seen, jetzt durch Brunnen bewässert; früher von Weiden, nun von Gebäuden eingefaßt... Dieser Berg, im Ufernorikum gelegen, nimmt den ersten Rang unter den Bergen ringsherum ein durch seine Schönheit und Lieblichkeit, durch seine Fruchtbarkeit und durch seine gesunde Lage." — Auf diesem Berge wird Altmann auch, als er gestorben war, begraben.

In der von Abt Norbert von Yburg verfaßten Lebensbeschreibung des Bischofs Benno II. von Osnabrück[1]) wird das ganze Kapitel 16 der Beschreibung des Berges und der Burg gewidmet: „Es möchte nachgerade an der Zeit sein, daß wir von diesem Orte und von dem Ursprunge unserer Kongregation etwas in der Kürze erfahren. Daß dieser Berg schon in den alten Zeiten auf das stärkste befestigt und mit herrlichen Wohnungen geziert gewesen, geht aus vielen Zeichen hervor. Die Fundamente, welche fast täglich bloßgelegt werden, bezeugen dies zur Genüge. Ebenso die von den Kriegstaten vieler handelnden Schriften, welche einmütig behaupten, daß unter den vielen alten Burgen, welche bis jetzt zerstört worden sind, Eresburg in Sachsen an der Grenze des Hessenlandes, Sigeburg a. d. Ruhr und unser Yburg, welches sich durch seine herrliche Lage auszeichnet — et hoc nostrum Yburg, quod ex jucundo situ terrarum egregium fuisse — die vorzüglichsten und bedeutendsten gewesen seien, was auch niemand mehr bezweifelt." Karl der Große befiehlt die Burgen in Sachsen zu zerstören: „Unter den übrigen, welche damals weit und breit zerstört wurden, ist auch unser Berg in eine Einöde verwandelt worden. Dieser Berg, der zwischen zwei Bächen auf das anmutigste gelegen — Ipse vero mons, inter duos rivos loco jucundissimo situs — hat gegen Osten einen kleinen Hügel, Hazenberg genannt, und einige zerstörte Burgmännerwohnungen, gegen Mittag Land und eine kleine Heide, gegen Abend verschiedene Hügel und wird gegen Norden durch einen sehr hohen Berg bekränzt..." Im folgenden Kapitel wird erzählt, wie Bischof Benno seinen ganzen Sprengel durchreist, um einen gesunden und passenden Ort für eine Klostergründung zu finden. „Da kam er an den Berg, auf welchem die sehr alte zerstörte Yburger Feste lag, und dieser Ort sagte ihm vor allem zu, weil er sowohl Überfluß an Baumaterial hatte, als auch die Mönche sich der reinen Luft und der einsamen ruhigen Lage erfreuen

1) MG. SS. XII, S. 58ff. Übersetzt von Hartmann in den Schriften des histor. Vereins zu Osnabrück 1866, Bd. 8.

konnten" (qui locus illi ante omnia complacuit, quod et materia ad aedificandum esset abundans et quod puriori aere et solitudine gaudere possent coenobitae). Dann geht es weiter in Kapitel 19: „Der Bischof aber, welcher die reizende Lage des Berges und die Festigkeit der alten Mauern an den Fundamenten erkannt hatte – montis amoenitate perspecta – machte den Berg, welcher seinen alten berühmten Namen bewahrt hatte, durch die Ausrodung des Waldes und des Gesträuches bewohnbar und baute zu Ehren des hl. Clemens eine hölzerne Kapelle und gelobte aus den erworbenen Gütern eine Abtei für den Orden des hl. Benedikt zu erbauen." Der Bischof stirbt auch auf seiner Yburg und wird dort begraben, nicht ohne daß es vorher Händel mit den Osnabrückern gegeben hätte, die den Leichnam für sich beanspruchten. Nach dieser Tatsache, daß Benno gegen die Ansprüche der Osnabrücker auf der Yburg begraben wurde, wird auch die Bemerkung im Kapitel 36, wo es heißt, Benno habe es dem Abte überlassen, wo er ihn begraben wolle, wohl dahin zu deuten sein: innerhalb seines Klosterbezirks. Und in der Rede eines gewissen Liudolph in Kapitel 40 über die Anmaßung, den Leichnam nach Osnabrück bringen zu wollen, heißt es ferner: „diesen seinen Wohltaten wollet ihr nun dadurch auf eine herrliche Weise gerecht werden, daß ihr ihm das Begräbnis verweigert und ihn von dem Orte, welchen er, wie ich aus den Anzeichen erkenne, unter Gottes Weisung erkoren, um so frevelhafter verbannt, als er ihn mit seinen eigenen Händen und als ein sicheres Asyl vor den Wirren der wahnsinnigen Welt für sein Alter bereitet hat?"

Aus diesen beiden Werken geht klar hervor, daß die jeweiligen Verfasser selbst auch die Schönheit ihrer Berge erkannt haben; besonders Norbert kann seine Yburg nicht gleichgültig gewesen sein, wenn er sich zu einer solch langen Beschreibung aufschwingt, denn solch ausführliche Beschreibungen sind nicht sehr häufig in jener Zeit.

Auch der Bischof Ansfried von Utrecht läßt sich, als er sein Ende herannahen fühlt, auf einen Hügel tragen, um in dem Kloster, das er dort errichtet, begraben zu werden.[1]) Dieser Hügel liegt[2]) „sechs Meilen von Utrecht entfernt, von allen Seiten abschüssig, auf der einen Seite von einem schlammigen Fluß, an den übrigen von einem ständigen und sehr breiten Sumpfe umgeben, so daß jeder Zutritt gehindert ist. Dahin ließ er sich auf einem kleinen Nachen über den Fluß setzen,

1) Alpertus de div. temp., c. 16; siehe S. 14, Anm. 5. 2) c. 14.

und weil er des Gebetes wegen das Geräusch der Welt zu meiden wünschte, ließ er den Gipfel des Hügels, wo Bäume und Gesträuch abgehauen wurden, in eine Ebene verwandeln und errichtete dort zuerst ein Bethaus, dann für sich eine Zelle, und nachdem er darauf noch andere Zellen erbaut und so ein Kloster zustande gebracht hatte, veranstaltete er daselbst eine Versammlung von Mönchen und stellte einen Abt an ihre Spitze. Dahin pflegte er sich nach den Unterredungen mit dem Könige nach der Synode und nach den andern Zusammenkünften zurückzuziehen, hier befreite er sich von der elenden Sorge weltlicher Beschäftigungen, widmete er alle seine Kräfte dem Lobe und dem Dienste Gottes usw. Zieht man noch einen Bericht aus Thietmars Chronik[1]) über Ansfried heran, der in seiner Jugend Waffenträger Ottos I. gewesen: „auch für die Vögel sorgte er in frommer Liebe, er ließ ihnen im Winter auf einem Berge Gefäße mit Futter in die Bäume setzen", so liegt die Vermutung nahe, daß Ansfrid auf seinem Berge nicht nur der reinsten Askese gelebt, wenn er auch als ein überaus frommer Mann und als Musterarmenvater dargestellt wird, — wurde er ja erst im hohen Alter Mönch, „als seine Augen schon anfingen, dunkel zu werden". — Ähnlich erzählt Ekkehard IV. von einem der Salomone von Konstanz[2]): „Er übergab aber von den Gütern, an denen er Überfluß gehabt hatte, dem hl. Gallus den Ort, welcher Goldlach genannt wird, unter Eingehung eines Tausches für sich, so daß er den Jahresunterhalt eines Mönchs und den Platz eines Gastes im Speisesaale sein Leben lang habe und einen gewissen Hügel, der jenseits der Ira ihm anmutiger zu liegen schien, mit den anliegenden Wiesen und Ackerstätten für sich besitzen solle, um mit Hilfe des dort bereiteten Absteigeplatzes als ankommender Bruder dem Abte nicht lästig zu werden noch dem Gesinde unbequem." Auf diesem Hügel baute dieser Salomon dann später eine Kirche, und dort will er auch begraben werden. — Hermann von Tournai berichtet in seiner Erzählung über die Wiederherstellung des Martinsklosters in Tournai[3]): Der Gründer des Klosters St. Martin hat dem Heiligen gleichen Namens zwei Zähne gezogen und bringt den einen von ihnen nach Tournai. „Es war nun damals am Eingang dieser Stadt im Süden ein sehr hervorragender Berg, mit Wald bedeckt, und mit verschiedenartigen Obstbäumen bepflanzt, wo er seine ermüdete Seele erfrischte und sich beglückwünschte, hier einen Ort

1) Buch IV, c. 24; siehe S. 2, Anm. 2. 2) Casus St. Galli. MG. SS. II, S. 79. 3) MG. SS. XIV, S. 266 ff., c. 43.

gefunden zu haben, der seiner Lieblichkeit nach ein Teil des Paradieses zu sein schien."

In der Vita des Erzbischofs Anno von Köln[1]) heißt es, Anno habe im letzten Jahre seines Lebens öfters als gewöhnlich „seinen geliebten Berg" — dilectum sibi montem — bestiegen, den Berg, auf dem das von ihm gegründete Kloster Siegburg lag. Der Verfasser der Vita des Johann von Gorze erzählt[2]), wie Johannes auf einer Reise nach Italien auch nach Neapel kommt. Dort „bewundert" er den rauchenden Vesuv, als er das an ihm liegende Kloster San Salvator besucht — montem Bebium haud procul perpetuo vapore fumantem miratus —. Als Johannes in die Heimat zurückgekehrt ist, beschließt er mit einigen Gefährten ein Mönchsleben strengster Richtung zu führen, und sie sehen sich nun nach einem Ort um, an dem sie gemeinsam ihren Entschluß durchführen könnten. Sie finden keinen in der Heimat, da beschließen sie auszuwandern. Johannes erinnert sich nun von seiner Italienreise her, in dem „regiones Beneventanas" in der Einsamkeit einen sehr günstigen Ort gefunden zu haben, wo sie nach dem Beispiel der alten Heiligen von ihrer Hände Arbeit leicht leben könnten. Außerdem führt er noch Monte Cassino an, das er aus eigener Anschauung kenne, und das Kloster, das vom Vesuv überragt, versteckt an einem Meerbusen liegt. —

„Wer kann den Berg, der überragt die Stadt,
Dem Aug' ein Labsal, je genug bewundern?
Es hat Natur den Fruchtbaren genährt
An ihrem vollen Busen. Selten werden
Den Bergen ihre Gaben so zuteil!
An ihn gelehnt erheben sich die Höhen" —

heißt es in Sigeberts Gedicht zum Lob von Metz[3]). „Dem Aug ein Labsal" ist hier ganz sicherlich nicht nur in bezug auf die Fruchtbarkeit gemeint, wie man aus dem ganzen Geiste dieses Gedichtes, das später ausführlich gegeben werden soll, entnehmen kann.

Das wären einzelne Berge, die erwähnt werden, wie steht es nun mit größeren Gebirgszügen? Daß der Schwarzwald als ein unwirtliches Waldgebirge galt, wurde schon bei der Behandlung des Waldes angeführt. Die Alb wird einmal erwähnt ohne weiteres Attribut in den Notizen über die Gründung und die Schenkungen des Klosters St. Georgen[4]): „In der Umgebung der Alb, im Bistum Konstanz ist ein bewaldeter und durch da-

1) MG. SS. XI, S. 462, III. Buch, c. 1. 2) c. 22; siehe S. 9, Anm. 2.
3) Siehe S. 15, Anm. 1. 4) Siehe S. 7, Anm. 3.

zwischenliegende Wiesen lieblicher Ort, durch Quellen bewässert, von deren Hervorfließen der Ort seinen Namen ‚Urspring' erhielt." – Im Walthariлied heißt es von den Vogesen[1]): „Der edle Held kam in ein Waldgebirge, das schon damals die Vogesen geheißen wurde. Es ist ein ungeheurer Wald, langgestreckt, reich an Schlupfwinkeln für das Wild, gewöhnt, von dem Gebell der Hunde wiederzuklingen." Also zur Jagd wurden die Vogesen offenbar benutzt, wie es ebenfalls aus der Ecbasis hervorgeht[2]), deren Hintergrund die Vogesen bilden. Einen Vogesenberg läßt der Verfasser sogar höher sein als „die italischen Alpen". Gesehen hat er die Alpen wohl nie, aber vermutlich viel gehört von diesem Gebirge als dem Grenzwall zwischen Deutschland und Italien. Denn die, welche die Gefahren eines Alpenüberganges hinter sich hatten, werden wohl in der Heimat viel davon erzählt haben; die meisten Leute sind ja geneigt, zuerst ihre überstandenen Schrecken zu berichten, und als ein „schreckliches" Gebirge scheinen die Alpen fast allgemein gegolten zu haben. Es wird meist von ihrer Rauheit und von ihrer Schwierigkeit berichtet, und Thietmar wird in seiner Chronik die Stimmung vieler wiedergegeben haben, wenn er von Heinrich II. sagt[3]): „Mit dem größten Glücke und Ruhm überwand er darauf die Schwierigkeit der Alpenfahrt und sah unsere fröhlichen Gefilde wieder" – die nun folgenden Sätze haben zwar mit der Schwierigkeit der Alpenfahrt an sich nichts zu tun, seien aber doch wegen des allgemeinen Interesses, das sie bieten, angeführt, – „denn die Luft und die Bewohner jenes Landes stimmen doch nicht zu unserer Natur. Viel Tücke und Hinterlist herrscht leider im Römerlande und in der Lombardei, und alle, die dahin kommen, empfängt nur wenig Liebe; alles, dessen die Fremden dort bedürfen, muß bezahlt werden, und zwar immer mit Gefahr des Betrugs." – „Er überschritt den Schnee der Alpen . . ."[4]) „Er durchquerte die nebeligen Alpen . . ."[5]) „Durch viele Reisen und insbesondere aufgerieben durch Mühsal und Kälte beim Übergang über die Alpen . . ."[6]) „Er überschritt mit Gottes Gnade die Alpen . . ."[7])

Sehr hübsch ist, was der leidenschaftliche Liudprand von Cremona einem Alpenberg zuruft[8]), als Berengar aus Italien über den Jupiters-

1) Vers 489. 2) Vers 683; siehe S. 13, Anm. 1. 3) VII. Buch, c. 3; siehe S. 2, Anm. 2. 4) Vita Adalberti, c. 21; siehe S. 15, Anm. 4. 5) Vita Adalberti II, c. 19; siehe S. 15, Anm. 5. 6) Narratio rerum in monasterio S. Mansueti gestarum. MG. SS. XV, 2. S. 932ff. 7) Vita Bernwardi, c. 27; siehe S. 27, Anm. 1. 8) Buch der Vergeltung V, 11.

berg zu Herzog Hermann nach Schwaben geflohen war, wohin er seine Gemahlin Willa hatte nachkommen lassen: „Ich klage nicht Lothar an, der im jugendlichen Leichtsinn fehlte und es nachher bitter bereute, ich fluche den grausamen Bergen, welche gegen ihre sonstige Gewohnheit dem Berengar und der Willa einen leichten Weg gewährten. Diesen Bergen zur Schmach muß ich ausrufen[1]):

„Du abscheulicher Vogelsberg, nicht den Namen verdienst du,
Denn du rettest das Ungetüm, das umbringen du konntest!
Unwegsam sonst immer, sogar wenn heiß brennend die Sonne
Sengt, wenn der Aussaat Preis auf dem Feld erntet die Sichel,
Gluten sendet des Phöbus Strahl aus dem Sternbild des Krebses.
Schändlicher! Jetzt, unerhört, bist du in der Zeit eisiger Kälte
Gangbar? Hätte mein Wunsch doch Kraft, gleich stürztest zerrissen
Von dem Gebirge getrennt in den Abgrund du hinunter.
Seht! Es schützt den Berengar, läßt ihn sicheren Fußes
Wandeln des Jupiters Berg! Doch darf dich's nicht wundern, er pflegt ja
Umzubringen die Heiligen nur, und die Nichtswürdigen schützt er,
Wehe! die Mauren, die blutigen, die nur der Raub erfreut und der Mordstrahl.
Wie doch verfluche ich dich? Es verbrenne aus der Hand Gottes ein Blitz dich,
Daß zerschmettert, ein wüstes Gewirr du jetzt werdest auf ewig!"

Unzählige Male sind im Mittelalter die Alpen von unseren Vorfahren überschritten worden, und einer der berühmtesten Alpenübergänge dürfte wohl der Heinrichs IV. mit seiner Gemahlin Berta geworden sein. Lambert von Hersfeld möge über ihn berichten[2]): „Es war ein überaus harter Winter und die Berge, über welche der Übergang stattfand, die sich ins Unermeßliche ausdehnen und mit ihren Gipfeln fast in die Wolken ragen, starrten so von Schneemassen und eisigem Froste, daß man auf dem schlüpfrigen und steinigen Abhange weder zu Pferd noch zu Fuß hinabsteigen konnte ... Deswegen mietete er um Lohn einige von den Eingeborenen, welche der Gegend kundig und an die schroffen Alpengipfel gewöhnt waren, um seiner Begleitung über die steilen Gebirgswände und Schneemassen voranzugehen und den Nachfolgenden mit allen Hilfsmitteln, deren sie kundig waren, die rauhen Pfade zu ebnen. Mit diesen Führern gelangten sie auch mit der größten Schwierigkeit

1) Übersetzung von Freiherr von der Osten-Sacken in Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 10. Jahrh., 2. Bd. 2) Annales: Jan. 1077. Übersetzung von Hesse in: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 11. Jahrh., 5. Bd., S. 283.

bis auf den Scheitel des Gebirges; hier zeigte sich keine Möglichkeit, weiterzukommen, weil der schroffe Abhang des Berges wie gesagt durch den eisigen Frost so schlüpfrig war, daß er jegliches Heruntersteigen gänzlich zu versagen schien. Hier mußten nun die Männer alle Gefahr mit ihren Kräften zu überwinden suchen; und bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf die Schultern ihrer Führer sich stützend, bisweilen auch, wenn der Fuß auf dem schlüpfrigen Pfade ausglitt, fallend und weiterrollend, langten sie doch endlich mit großer Lebensgefahr in der Ebene an. Die Königin und die andern Frauen, die in ihrem Dienste waren, setzte man auf Ochsenhäute, und die zum Geleite vorangehenden Wegweiser zogen sie darauf abwärts. Von den Pferden ließen sie einige mit Hilfe beweglicher Vorrichtungen hinunter, andere schleiften sie mit zusammengebundenen Füßen hinab, von denen viele beim Ziehen umkamen, mehrere untauglich wurden und nur wenige lebend und unverletzt der Gefahr entgehen konnten."

Wer allerdings mit solchen Gefahren und ohne geeignete Ausrüstung die Alpen überschreiten muß, von dem kann man nicht auch noch eine Bewunderung ihrer Majestät verlangen. Eher können Leute, die noch nichts Derartiges zu überstehen hatten wie z. B. Hrotsuith[1]), zu Hause in ihrer sicheren Klosterzelle von Italien reden, das „umkränzt sei von ragenden Alpen." Auch mag die Jagdleidenschaft die Scheu vor den Gefahren überwunden haben, denn daß Alpenwild gejagt wurde, geht aus einer Stelle der Casus St. Galli[2]) hervor, wo es heißt, „daß am Tage der Vorfeier des hl. Othmar zwei Brüder Welfhard und Heinrich, Söhne des Grafen Welfhard, bei der Jagd auf einen Steinbock auf das äußerste Ende eines sehr steilen Felsen gelangt, sich ermüdet niedergestreckt hatten, und daß, da plötzlich ein Stein, auf dem Heinrich saß, zusammenstürzte, dieser Jüngling, von großer Anlage, o Schmerz, in die tiefsten Täler herniederbrach und umkam."

In seiner poetischen Bearbeitung der Legende der Thebeischen Legion erzählt Sigebert[3]), wie die von Kaiser Maximilian wegen ihres Christenglaubens zur Strafe von Theben in Ägypten nach Gallien versetzte Legion an die Alpen kommt:

„Schon nahen sich die Cisalpinschen Alpen,
Die höher als die nebeligen Wolken
Empor sieht ragen das thebe'sche Heer.

1) Gesta Oddonis, Vers 623. 2) c. 21; siehe S. 41, Anm. 2. 3) Buch I, c. 13; siehe S. 10, Anm. 7.

Und es bestaunt den weißlich-grauen Schnee,
Die dichten Eisesmassen, die die Hitze
Der sommerlichen Sonne niemals taut.
Willst Höhe du bezeichnen, nenn' die Alpen!
Denn höhres nicht erhebt sich in Italien.
Und diese Grenze trennt, ein sichrer Wall,
Das Gallische von dem Ital'schen Land
Und bietet sichren Schutz auf beiden Seiten."

Im folgenden 14. Kapitel, das den Epilog des 1. Buches bildet, führt er sehr hübsch aus: während er hierhin und dorthin gelaufen sei und sich aufgehalten habe, habe er die Stunden vergessen, und so sei der Abend langsam herangenaht, die Sonne sei dem Untergang zugeeilt, der Tag habe aufgehört und den Menschen Erholung von ihren Mühen gebracht. Wie töricht sei er gewesen, daß er spazierengehend sich so verweilt habe! Kaum die Hälfte des Pfades habe er durchmessen. Nachts möchte er es nicht wagen, fährt er mit feinem Humor fort, die Alpen zu besteigen, was er kaum leicht beim Schein der Sonne könne. Denn Finsternis, Wolken, Eis, Schnee, Kälte, Felsen schreckten den Vorwärtsklimmenden und beengten den Sinn und sträubten ihm die Haare, so könne und wolle er jetzt nicht mit erschöpften Kräften weiter, die Nacht möge auch ihm Ruhe gewähren usw. Das II. Buch beginnt dann mit dem früher erwähnten Anbruch des Morgens, wo er sich wieder mit frischen Kräften an die Arbeit machen will. – Das Heer des Maximian sieht nicht nur die Alpen, es macht auch die Bekanntschaft mit allen ihren Schrecken. Zu Beginn des II. Buches wird geschildert, wie die Soldaten, nachdem sie die Alpen überschritten, gallisches Gebiet zu Oktodorum, dem heutigen Martinach im Wallis, betreten.

„Die feuchten Berge, die mit kühnem Schwerte
Der Punier einst durchbrochen, der Natur
Gewalt antuend, hat der Kaiser schon
Durchquert, und endlich zog er nach sich auch,
Nachdem die Alpen überwunden sie,
Die kriegerischen Flügel, und es nahm
Die gastfreundliche gall'sche Erde auf
Mit Freuden die der Qual und Schrecken Müden."

Der Kaiser verlangt nun, daß das Heer nicht nur den Aufstand in Gallien, sondern auch die dortigen Christen bekämpfen soll. Die Thebeische Legion weigert sich, die zweite Forderung zu erfüllen. Sie

flieht nach Agaunum, dem heutigen St. Maurice. Die Ankunft dort wird folgendermaßen geschildert[1]):

„Und unter Christi Glück verheißend Zeichen
Verließ die Streiterschar die Stadt und zog
Mit Eile weiter nach Agaunum zu,
Das nur 8 Meilen war davon gelegen.
Hier dreht durch Felsen eingeengt die Rhone
Gequält im Kreis die sonst so schweren Fluten
– – – – – – – – – – – – – – – – –
– – – – – – – – – – – – – – – – –
Was in der Breite sich nicht dehnen darf,
Zur Höhe wird's; und diese hohen Ufer
Mit steilen Felsen, die dem Himmel drohen,
Verwehren der Legion den Übergang,
Und keine Furt beut die Gewalt des Wassers.
Doch lassen sie die Hoffnung nimmer sinken;
Sie schlagen ohne Zögern eine Brücke,
Und ohne Schaden schreiten sie hinüber.
Und hier in dieser Abgeschiedenheit
Der Zufluchtsstätte von Natur gebildet,
Wird diesen Heiligen vom Himmel selbst
Ein Acker als Besitztum überlassen,
Zur Weide dienlich und an Wasser reich,
Sehr eben, schattig auch und voller Anmut
Und Fruchtbarkeit durch dieses Stromes Fluten.
Thessaliens Tempetal, so wähnen sie,
Sei ihnen wiederum zurückgegeben!
Und ist's begreiflich nicht, daß sie sich freuen,
Daß Ruhe sie nach solchen Mühen tauschen,
Nach Kälte, Öde und nach schnee'gen Pfaden?
Nach harter Mühe endlich sichre Ruh!"

Mit dieser Schilderung der vermeinten Zufluchtsstätte Agaunum ist zugleich das Gebiet der Ortsbeschreibungen betreten, und so möge darin fortgefahren werden. Von dem Orte Grüningen in der „Provinz Breisach" heißt es[2]), er habe seinen Namen erhalten „von der grünen Lieblichkeit der ihn umgebenden Felder und Wälder". Der schon erwähnte Lambert[3]), der Verfasser der Annalen von Cambrai, sagt beim Jahre 1108: In diesem Jahre bin ich zwischen Ostern und Pfingsten geboren ... im Gau von Tornacum, in einem Weiler, der Netteheim

1) Buch II, c. 3. 2) Vita S. Oudalrici, S. 164; siehe S. 29, Anm. 2.
3) Siehe S. 10, Anm. 5.

(Netehim) genannt wird. Netteheim aber heißt: „Schön umgürtet". In der Tat ist es auch schön von einem Kreis von Wiesen und Wäldern umschlossen, was den Einwohnern zu nicht geringem Trost gereicht. Innerhalb aber ist ausgezeichneter Ackerbau, eine Menge Milch, Obst und nicht wenig Honig, so daß man von diesem Landstrich sagt, daß dort Milch und Honig fließe.

„Und damit jene Stadt — Brügge[1]) — noch lobenswerter und würdiger sei, ist sie beinahe in der Mitte von Flandern gelegen. Im Osten ist sie von Gent und im Westen beinahe gleichweit in wagrechter Linie von Therouanne entfernt; gegen Mittag aber liegt ein zwei gallische Meilen langes sandiges Land, das von einem schönen und schattigen Wald beendet wird . . ." „Freilich ist das edle Mainz das goldene Haupt des Reiches," schreibt der Scholaster Gozechinus von Mainz an einen früheren Schüler, einen andern Scholaster, Walcher in Lüttich[2]), „vor allem aber lächelt mir", fährt er zitierend fort, „jener Winkel, den die Mutter Legia (Lüttich) ihren Einwohnern ebenso reizend als schön macht . . .", und auch ein Anselm, der eine Geschichte der Taten der Lütticher Bischöfe schrieb, redet sein Lüttich an[3]): „O dulcis Lethgia". Ebenso ruft der schon öfters erwähnte Alpertus Utrecht gegenüber aus[4]): „O bona Traiectum mater praeelecta locorum." — Bei dem sagenhaften Anfang der Bistumsgeschichte von Trier[5]) heißt es: „Als Trebeto — ein Stiefsohn der Semiramis, der diese zu heiraten sich weigert und deshalb verfolgt wird — das Mittelländische Meer durchfahren, das Asien von Europa trennt, kam er durch eine weite Einsamkeit und ein unwegsames Waldgebirge an die Mosel, an deren Ufern er ein wunderschönes Tal sah, reichlich bewässert mit schattigen Wäldern und überall von Bergen umgeben; ergriffen von der Schönheit des Ortes — captus amoenitate loci — beschloß er hier zu bleiben; er gründete eine Stadt, die er nach seinem Namen Treberim nannte." Sehr interessant ist eine Stelle aus der Gesta Episcoporum Cameracensium[6]): „Die Stadt aber — Cambrai — ist vor andern Städten schön und eine Zierde, wie die, die Jerusalem besucht haben und die verschiedensten Städte sahen, bezeugen."

---

1) Tractatus de eccl. S. Petri Aldenburgensi c. 19; siehe S. 9, Anm. 4. 2) Siehe S. 34, Anm. 3. 3) c. 74; siehe S. 31, Anm. 4. 4) De div. temp. I, 13; siehe S. 14, Anm. 5. 5) Gesta Treverorum MG. SS. VIII, S. 111 ff., c. 1. 6) MG. SS. VII. S. 393 ff., S. 501.

Zwei begeisterte Lobpreisungen hat Metz gefunden. Der Abt Richerus von St. Martin und Symphorion zu Metz möge beginnen[1]):

„Und vor der Zelle fließt in raschem Lauf
Die Mosel hin, die mannigfachen Schätze
Des Vaterlandes führend; Berge bieten
Mit Wein bekleidet ringsum Bacch'sche Gabe,
Und drüben heben Felsen ihre Häupter.
Die Erde grünend von der Bäume Schar
Freut sich der Pfleg' und lohnt durch Fruchtbarkeit.
Die Ulme spendet Schatten, Ceres Halme,
Nektarsche Speisen und der Biene Wiesen.
Vom Schmutze frei, beut sich der reine Quell,
Nicht Pest gibt's hier und keiner Schlange Gift;
Gesunde Menschen werden grau und alt;
Kein Sumpf verdirbt des Himmels reine Lüfte.
O wunderbarer, königlicher Sitz,
Wie schön und fruchtbar bist du, engelgleich,
Und jedem Blick ein ird'sches Paradies
Durch deine Früchte, deiner Blumen Fülle!"

Den Vogel abgeschossen hat aber wie schon verschiedene Male Sigebert von Gembloux. Bei diesem Sigebert, der aus dem heutigen Belgien stammt, ist es nicht ganz klar, ob er seiner Abkunft nach ein Franke oder ein Romane war[2]); er selbst betrachtete sich immer als einen Zugehörigen des Deutschen Reichs. Als Jüngling hielt er sich lange in dem Vincenzkloster in Metz auf, dann verbrachte er sein langes, stilles und reiches Gelehrtenleben ausschließlich in dem niederlothringischen Kloster Gembloux. Daß dieser Mann, der zweifellos über eine starke dichterische Begabung verfügte, und der das Auge seines Klosters genannt wurde, auch die Natur mit offenem Auge ansah, möge außer den schon angeführten Stellen sein Hymnus auf Metz[3]) beweisen, den er mitten unter die Prosa seiner Lebensbeschreibung des Bischofs Dietrich von Metz setzt. Ehe er mit den Versen beginnt, gibt er noch eine kleine Erläuterung zur Erklärung seines Verfahrens: „Wir überlassen den Streit über den Namen andern; weil wir aber selbst oft die Stadt betreten haben, könnten wir undankbar erscheinen, wenn wir sie

1) Des Metzer Abtes Richerus Einleitung zu der Vita S. Martini und Loblied auf die Stadt Metz: Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier von 1878/81, Trier 1882, Vers 21. 2) Dümmler: Sigeberts von Gembloux Passio S. Luciae et Thebeorum, Abhandlungen der Berl. Ak. 1893, S. 5. 3) MG. SS. IV, S. 461, c. 17.

unbegrüßt ließen, und deshalb sei es uns vergönnt, ein wenig zu ihrem Lobe zu verweilen:

„Sei mir gegrüßt, du hochberühmte Stadt,
Und sei willkommen mir, du edle Erde!
Bewohner birgst fast allzuviele du,
Und fruchtbar ist der Boden deines Ackers.
Du hegest Überfluß an Milch und Honig,
An Brot und Wein und strömst an Waren über;
Und birgst an Gold und Edelstein' die Fülle.
Es weicht der gelbe Pactalus dir selbst
Und der Hymettus auch, der honigreiche,
Italiens Boden, Afrika, Sizilien.
Erblick' ich dich, seh' ich nichts Tadelnswertes!
Die Zinnen lob' ich deiner mass'gen Mauern,
Die unerreichbar jedem Feinde sind.
Die Mauern schützt der Hang, den Hang der Fluß.
Von außen sicher, festigt dich von innen
Der Dämme Wucht, und was je von Natur
Noch schwankt, befestigt Menschen Hand und Kunst,
Und staunend mißt dein Aug' die tiefe Breite.
Siehst an den Türmen du empor, du glaubst,
Du sehest vor dir babylon'sche Burgen.
Hier sind umsonst ja Widder Haken, Lauben,
Und niemals werden sie ein Raub der Flammen.
Seh' ich die Häuser, glaub' ich Roms Paläste
Vor mir zu haben; such' ich das Theater,
Scheint's mir das Labyrinth des Dädalus.
Siehst seine Lage du, mußt du bekennen,
Daß niemals Schöneres du je gesehn!
Ist ohnedies sein Anblick schon gefällig,
Wird es noch schöner durch natürliche Lage.
Auf einem mäß'gen Hügel ist sein Sitz,
Der fester noch durch einen Zwillingsfluß,
Der rauschend gibt dem Mauerwerke Schutz."

Hieran schließt sich eine Beschreibung der vielen Kirchen von Metz mit ihren Heiligen, die dann der eigentlichen landschaftlichen Schilderung Platz macht:

„Was schweig' ich von der Seille? Und auch der Mosel
Wird's zu erwähnen Zeit; von fernen Quellen
Und aus verschiedner Gegend fließen sie
Dir zu, in langem Laufe Früchte nährend,
Mit ihren Ufern deine Wäll' umarmend,
Um endlich dann mit unberührter Lippe
Den Kuß zu tauschen und sich zu vereinen.

Sie spenden Frucht und Zierd' und geben Schutz
Und laden zum Verkehr ein in die Ferne.
Des Leibes Notdurft dienet der Verkehr,
Dem Sinn ihr Anblick und ihr Klang dem Ohr.
Wo säng' die Wasserorgel süßre Weisen?
O blick' umher! Soweit dein Auge reicht,
Was wär' nicht schön und lieblich, was du siehst?
Wer kann den Berg, der überragt die Stadt,
Dem Aug' ein Labsal, je genug bewundern?
Es hat Natur den fruchtbaren genährt
An ihrem vollen Busen. Selten werden
Den Bergen ihre Gaben so zuteil!
An ihn gelehnt erheben sich die Höhen.
Mit Reben siehst die Hügel du bezogen,
Mit Ähren alle Täler, Wiesen grünen,
Die Wälder stehn im Laub, der Acker wogt.
Durch alle Felder siehst du Herden weiden;
In frohem Wettstreit tönt der Vögel Sang;
Ein selten milder Himmel wölbt sich drüber;
Ach, wen entzückt nicht solcher Schönheit Fülle?
An solchen Gaben freu'n sich selbst die Bauern,
Und ihrem Wunsch entspricht die treue Erde.
Die Ruhe hassend, lieben sie die Arbeit:
Der schneidet Reben, dieser gräbt, der bindet,
Den Quell beschattet der, der pflanzet Bäume
Am Berg, und Bächlein leitet jener ab,
Und dieser gibt der Erde neuen Samen.
Ich fische mit der Angel, du mit Weiden,
Mit Netzen der. Wer könnte wiedergeben
Den Anblick so verschiedenart'ger Dinge?
Hier blieb' Homer selbst stumm und stumm Virgil!
Wohl ist mit Glück gar manche Stadt bedacht:
Dich übergroß Natur mit aller Fülle.
Dir, ihrer Mutter, weichen alle Städte.
Und Worms und Trier, Toul, Rheims, Verdun und Lüttich
Sieht auf die Mutter voller Freude wachsen;
Gegrüßt wirst du, o Herrscherin, vor allen!"

Keine der genannten „Töchter" hat eine ähnliche Lobpreisung erhalten, und auch keine andere Stadt, wenn auch bei manchem Schriftsteller der Stolz und die Liebe zur eigenen Stadt anklingt. So heißt es von Regensburg[1]): „Regensburg ist zugleich alt und neu, eine Hauptstadt unter den großen Städten des Nordgaus, der an Böhmen grenzt.

1) Translatio S. Dionysii Areopagitae, MG. SS. XI, S. 343 ff, S. 352.

Es ist in der Mitte zwischen Oberpannonien und Alemannien gelegen, und Germanien hat nichts Berühmteres. Im Norden ist es von der dort vorbeifließenden Donau begrenzt" usw. — Kurz werden einige Lieblingsresidenzen von Fürsten erwähnt. Die Jahrbücher von Altaich[1]) nennen Speier den Lieblingsort Heinrichs III. (1045) und die Harzburg denjenigen Heinrichs IV. (1073). Außerdem heißt es dort noch über ihn: „Und er zog sich bald darauf nach Sachsen zurück. Erfaßt nämlich von einer uns unbekannten Zuneigung zu der Gegend, hatte er in dem Walde, den man Harz nennt, schon lange viele Burgen zu erbauen angefangen." Diese Harzburg beschreibt Lambert von Hersfeld folgendermaßen: „Die Burg lag auf einem sehr hohen Berge und war nur auf einem und dazu noch sehr beschwerlichem Wege zugänlich. Die andere Seite des Berges beschattet ein unermeßlicher Wald, welcher von dort viele tausend Schritte weit in ununterbrochener Öde bis an die Grenzen Thüringens sich erstreckt" (S. 155). Außerdem führt Lambert auch Goslar als einen Heinrich IV. immer sehr lieben Ort an (S. 225), und dasselbe berichtet der Sang vom Sachsenkrieg[2]): „dann eilte er nach Goslar, seinem Lieblingssitze." Von der Gründung dieses Goslar durch Heinrich III. berichtet Adam von Bremen[3]): „Um diese Zeit gründete Heinrich, die ungeheuren Schätze des Reiches benützend, Goslar in Sachsen, welches er, wie es heißt, aus einer kleinen Mühle oder einer Jägerhütte mit gutem Glück schnell zu der großen Stadt, als welche es sich uns jetzt darstellt, erhob. In derselben baute er auch für sich selbst einen Palast" usw. Zum Schluß sei noch eine Bemerkung darüber angereiht, ob und welche Beachtung etwa außerdeutsche Städte gefunden haben. Im Leben des Bischofs Adalbert von Prag heißt es[4]): „Adalbert sei nach Rom geschickt worden, zur heiligen Burg, zur Herrscherin der Städte, zum Haupt der Welt." Landulf von Mailand erzählt in seiner Chronik: „Mailand sei von großen Kaisern, deren Gewalt und Gesetz der ganze Erdkreis untertan war, sehr in Ehren gehalten und geschmückt worden; mehr als Rom war es ihnen lieb, wegen der angenehmen Lage und wegen der Reinheit seiner Luft." — Von dem Glanze Cordovas hat sich Hrotsuith von einem Augenzeugen bei dem Märtyrertode des jungen Pelagius, einem Eingeborenen der Stadt, der an der Gesandtschaft Abderrahmans III. an Otto den Großen teilgenommen, erzählen lassen (Pelagius, Vers 12 ff.); nach ihr ist freilich der Glanz der Stadt gerade dem sich

1) MG.SS. XX, S. 772 ff. 2) 2. Buch, Vers 419. 3) III. Buch, c. 27. 4) c. 16.

dort abspielenden Martyrium zugute zu halten. — Adam von Bremen berichtet[1]) von der Hauptstadt von Ruzzien, Chive (Kiew), daß sie eine Nebenbuhlerin des Zepters zu Konstantinopel, „eine der herrlichsten Zierden Griechenlands“ gewesen sei, was immerhin, was Konstantinopel betrifft, anders lautet als Liudprands von Cremona Worte über die Stadt, die man ihm allerdings nicht übelnehmen kann, denn er war dort alles eher als auf Rosen gebettet[2]): „und so verließ ich jene ehemals so reiche, blühende, jetzt aber verhungerte, habsüchtige, geizige und eitel ruhmsüchtige Stadt; in 49 Tagen gelangte ich zu Esel, zu Fuß, zu Pferde, hungernd, dürstend, seufzend, weinend, stöhnend nach Naupactos.“ Daß man in einem solchen Zustande auch noch ein Auge „für die schönsten Zierden Griechenlands“ habe, wäre wirklich zu viel verlangt. — Von Oktodorum und seiner Umgebung berichtet Sigebert von Gembloux[3]) — die Legionen haben die Alpen überschritten —:

„und es nahm
Die gastfreundliche gall'sche Erde auf
Mit Freuden die der Qual und Schrecken Müden.
Mit welcher Freude bietet ihnen dar
Die Rhone dort, mit dumpfem Rauschen fließend
Die sonn'gen Ufer! Und die Blumen blühen
Verstreuend Wohlgerüche auf den Wiesen.
Und durch die gute Hut von Segen triefend
Liegt offen da das lachende Gefilde,
Und voller Anmut, lockend Brust und Auge
Lädt zur Erholung es die müden Glieder.
Denn durch die Felder, Wiesen und die Wälder streifte
Ja Pales selbst, und sie entzückt der Fluß,
Der reich an Anmut und Ergötzen dünkt
Vor allen andern Flüssen ihr, als sie
Lustwandelnd sich in seinen Fluten badet.
Hier war von fern zu sehen Oktodorum,
Der Sed'ner sichre Burg und der Verag'rer,
Die durch den Fluß geschützt auf Bergesgipfel
Hoch in die Lüfte ausdehnt ihre Zinnen.“

Auch Länder und Länderteile bekommen hie und da einen schmückenden Beinamen: „Procreatus est“ heißt es in der Vita S. Leonis IX. von Wicbert[4]), „autem in dulcis Elisatii finibus.“ Hrotsuith spricht in den Taten Ottos[5]) „von dem herrlichen Lande des englischen Volkes.“ Daß

1) Buch II, c. 19. 2) Gesandtschaftsbericht über seine Sendung nach Konstantinopel, c. 58. 3) Lib. II, c. 1. 4) AA. SS. April, Bd. II, S. 648, c. 1. 5) Vers 75.

Heinrich II. Sachsen oft, „was Sicherheit und Fülle des Lebens anlange, einen blumenreichen Paradiesgarten“ genannt habe, wurde schon erwähnt. In dem Schriftchen „Wie die Schwaben das Land, welches sie jetzt bewohnen, zuerst erhalten haben“[1]) heißt es: „als aber das Fußvolk der Schwaben wahrnahm, daß ihre Landsleute im Kampf bessere Wohnsitze erhalten hatten, machten sie sich auf den Weg, um zu suchen, ob sie irgendwo Wohnsitze finden könnten, die ihnen besser zusagten; und so kamen sie an den Donaufluß und setzten darüber; darauf überschritten sie mit ungeheurer Mühe die Sümpfe, welche an den Fluß stoßen, und breiteten sich in einer außerordentlich schönen und weiten Ebene aus, welche jetzt noch nach diesem Volke „Swabowa“ genannt wird“. – Purchard[2]) spricht in seinem Gedichte über die Taten Witigowos von der „dulcis Suevia“. Adalbod läßt in seiner Vita Heinrich II.[3]) den Kaiser nach seinem von ihm außerordentlich geliebten Franken kommen.

Was größere Länderbeschreibungen betrifft, so ist auf diesem Gebiete als ein Unikum Meister Adam von Bremen mit seiner Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg zu nennen.[4]) Das ganze IV. Buch dieser Geschichte bildet eine „descriptio insularum Aquilonis“. Schon in seinen drei früheren Büchern hat er Länderbeschreibungen eingeflochten. Gleich das erste beginnt mit einer Schilderung Sachsens.[5]) Im II. Buch werden die nördlichen Slawenwälder geschildert. Das IV. Buch enthält wie gesagt eine Beschreibung der Inseln des Nordens: „Das Land der Dänen ist beinahe ganz in Inseln zerteilt.“ Zuerst wird „Judlant“ beschrieben. Dann kommt in Kap. 3 „Helgoland“: „Diese Insel aber ist sehr fruchtbar an Getreide, eine sehr reiche Ernährerin von Vögeln und Vieh. Sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, ist von den schroffsten Klippen eingeschlossen, hat keinen Zugang außer einem, wo auch süßes Wasser sich befindet; ein allen Seefahrern, zumal aber den Seeräubern ehrwürdiger Ort. Daher hat sie den Namen Heiligland bekommen. Es liegen auch noch andere Inseln Friesland und Dänemark gegenüber, aber keine von ihnen ist so merkwürdig.“ In Kap. 4 kommt „Fune“ an die Reihe mit kleineren im Kreise herumliegenden Inseln. Kap. 5 nimmt die Beschreibung von Seeland ein, Kap. 7 folgt „Sconien“. „Sconien ist von Anblick die schönste Landschaft Dänemarks, woher sie auch den Namen hat.“ In Kap. 10 „erscheint es ihm passend, weil

1) Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. XVII, S. 57ff. 2) MG. SS. IV, S. 621ff. 3) MG. SS. IV, S. 679ff., c. 8. 4) Übersetzt von Laurent in: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 11. Jahrh., Bd. 6. 5) c. 18ff.

sich gerade die Gelegenheit biete, etwas von der Natur des Baltischen Meeres zu sagen.“ In den folgenden Kapiteln schließen sich eine Reihe kleinerer Inseln an. Kap. 21 beginnt: „Wenn man über die Inseln der Dänen hinausfährt, so tut sich einem eine zweite Welt auf nach Schweden oder Nortmannien zu, welches die beiden ausgedehntesten Reiche des Nordens und unserer Welt beinahe noch ganz unbekannt sind.“ Das merkt man auch gut an den Fabeln, die teilweise aufgetischt werden. Wo er aber seine Hauptquelle, den Dänenkönig Sven Estrithson anführt, kommt wieder Licht in das Dunkel. So heißt es im Kap. 25: „Mir hat der noch oft anzuführende König der Dänen erzählt, es pflege ein Volk vom Gebirge in die Ebene hinabzusteigen – gemeint sind die Lappen – welches nur von mäßiger Größe sei, aber an Kraft und Gewandtheit den Schweden fast unerträglich und es sei ungewiß, woher diese kämen.“ Kap. 31 behandelt Nortmannien. „Hinter Nortmannien,“ heißt es im Kap. 34, „welches das äußerste Land des Nordens ist, findet man keine Spur menschlicher Wohnung und nichts als den Ozean, der fürchterlich an Anblick;“ dann folgt die Beschreibung einzelner Inseln, darunter Kap. 35 von Thyle-Island. Es heißt von Island u. a.: „Die Insel ist ausnehmend groß, so daß sie viele Völker enthält, welche allein von der Viehzucht leben und sich mit Tierfellen bedecken. Dort gibt es keine Feldfrüchte und nur sehr geringen Vorrat an Holz. Darum wohnen sie in unterirdischen Höhlen, indem sie mit ihrem Vieh Obdach und Streu teilen. So in Einfachheit ein heiliges Leben führend, indem sie nichts weiter begehren, als was die Natur gewährt, können sie fröhlich mit dem Apostel sagen: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen.“ Denn sie betrachten auch ihre Berge wie ihre Städte und ihre Quellen als Gegenstände des Vergnügens.“ Kap. 36 wird noch Grönland erwähnt.

II. Kapitel.

Die Tierwelt.

Die Tierwelt ist schon in dem vorhergehenden Abschnitt hier und da aufgetaucht, und zwar handelte es sich dabei meist um Vögel. So mögen sie auch den ersten Platz in dem neuen einnehmen.

Daß man sich an dem Gesang der Vögel erfreut, zeigten schon bisher Ekkehard IV.[1]), Sigebert von Gembloux[2]) und der Verfasser der

1) Siehe S. 30. 2) Siehe S. 26.

Lütticher Reimchronik[1]), dem es die Amsel angetan zu haben scheint, wenigstens läßt sich das aus ihrer besonderen Erwähnung bei der Schilderung seines milden Winters folgern: „Dagegen hörte man in den Wäldern die kleinen Amseln singen." Daß der schwermütig süße Gesang der Amsel auch schon in jenen Zeiten Eindruck machte, geht ferner aus der Ecbasis hervor, wo die Amsel im Gesang als Konkurrentin der Nachtigall auftritt. Wenn der Verfasser auch christliche Gesänge aus diesen Vogelkehlen ertönen läßt, so ist es nicht schwer, in ihrem Auftreten eine Erinnerung an manche in der freien Natur zugebrachte Stunde zu finden, in der er selbst ihrem Gesange lauschte, anstatt des Löwen in der Ecbasis, dem der Thronfolger „Parder" ein Geschenk „herrlicher als das der Königin Saba an Salomo" durch eben dieses Vogelpaar macht.[2]) Der Schlaf flieht den König, diese Vögel sollen ihm ihn wiederbringen durch ihren Gesang. Die beiden besingen das Leiden Christi, daß alle Zuhörer tief ergriffen werden. Dann gehen die beiden Sänger, noch feucht von Tränen und noch schmutzig vom Reisestaub, auf Befehl des Parders an die Gironde, um sich zu baden. Als sie zurückkommen, setzen sie sich auf eine hohe Buche, ordnen ihre Federn und trocknen sie an der Sonne. Die Nachtigall singt später den schlaflosen Löwen in einen dreitägigen Schlummer. Merkwürdigerweise treten als weitere Sänger auch Papagei und Schwan auf.

Über die Schwalbe hat der Bischof Radbod von Utrecht ein eigenes Gedicht[3]) gemacht, das eine lebhafte Naturbeobachtung verrät. — Daß die Vögel im Winter gefüttert wurden, zeigte schon das Beispiel des Bischofs Ansfried von Utrecht.[4]) Auch Thietmar bemerkt im ersten Buch seiner Chronik[5]), daß Frau Mathildis ihrem vom zeitlichen Tode bewältigten Mann — König Heinrich I. — dadurch zu Hilfe kam, daß sie den Armen, ja auch den Vögeln Nahrung gab. — Eine ansprechende Geschichte wird von dem Abte Wilhelm von Hirsau erzählt[6]): „Des Abtes Leidenschaft, Gutes zu tun, war so groß, daß er sie nicht nur an den Menschen, sondern auch an den unvernünftigen Tieren ausließ. Eines Winters, als auf einen großen Schneefall eine ungewöhnlich heftige Kälte folgte, ließ dieser Vater, bis ins innerste Herz von Mitleid bewegt, den Verwalter herbeirufen und sagte mit klagender Stimme zu ihm: „Die Vögel gehen an Kälte und Hunger zugrunde. Nimm eine

1) Siehe S. 31. 2) Vers 810ff. 3) Zeitschrift für deutsches Altertum N. F., B. 7, S. 388ff. 4) Siehe S. 41. 5) c. 11. 6) Vita Wilhelmi Abbatis Hirsaugiensis, MG. SS. XII, S. 209ff., c. 20.

Hafergarbe und stecke sie auf den Zaun, damit sie etwas finden, von dem sie sich nähren können." Doch jener antwortete: „Herr, die Hafergarben sind uns ausgegangen", worauf der Abt erwiderte: „Hast du keine Weizengarben?" „Die habe ich", sagte jener. Darauf der fromme Vater: „Nun, so verkaufe diese und kaufe Hafergarben." Dieser gehorchte dem Befehl und beauftragte seinen Gehilfen, daß er am nächsten Morgen auf den Hof gehe und das vollzogene Werk vollbringe." Auch gezähmt wurden Vögel, wie aus dem Ruodlieb[1]) hervorgeht. In Fragment 3 werden eine Reihe von Tieren aufgezählt, die der kleine König dem großen zum Geschenk bringt, darunter sind auch zwei Papageien, zwei Zwillingsraben, Dohlen und Stare, die sprechen können und alles, was sie hören, nachzumachen suchen. Der große König nimmt dann von den ihm zugedachten Geschenken nur 2 Bären, einen Specht und einen Staren für seine Tochter. Eine Anzahl von zahmen Vögeln begegnen uns ferner auf der Burg der Witwe, bei der Ruodlieb auf seiner Heimreise einkehrt, und die deren Töchterlein zum „oblectamentum deliciosum" gereichen. Die Vögel fressen aus der Hand, und die Stare lernen von einem älteren geübten Starenweibchen, der Schwester Staza, den Anfang des Vaterunsers. Eine reizende Szene ist im Fragment 9 geschildert, die nach Kögels Interpretation hier wiedergegeben sei[2]): 'Ruodlieb wird zu Hause erwartet. Ein Knabe sitzt im Wipfel eines Kirschbaumes, um den Nahenden zuerst zu erspähen. Er schaut mit so gespannter Aufmerksamkeit, daß er der reifen Kirschen, die ihm fast in den Mund hängen, nicht achtet. Unaufhörlich sagt er vor sich hin: „Herr, eile und komm'." Das hört eine zahme Dohle, die sprechen kann, und meldet es der Herrin des Hofes. Alle lachen und die Mutter sagt unter Seufzen zu dem Vogel: „Fliege zurück und setze dich über den Knaben, paß auf, was er sagt, und wenn er schreit, so schrei du auch." Da taucht der Reiterzug, aus vier Personen bestehend, jeder der Herren hat einen Schildknappen bei sich, aus dem Waldesdickicht hervor. Hocherfreut ruft der Knabe im Baum: „dominus, gaudete, propinquat! – Freut euch, der Herr naht!" was der Sprechvogel jedenfalls zur Freude der Untensitzenden wiederholte.' – Im Fragment 10 wird erzählt, wie Ruodlieb nach 10 Jahren zum erstenmal wieder mit seiner Mutter zusammen speist. Sonst pflegte nur eine Dohle ihre Tischgenossin zu sein, die, wenn man ihr ein Krümchen gab, dies ergriff,

1) Grimm und Schmeller, S. 129ff. 2) Kögel, S. 387.

es gravitätisch und prüfend ansah und dann mit ihm über den ganzen Tisch hüpfte.

Auch bei Vergleichen spielt die Vogelwelt eine Rolle. Gleich im Ruodlieb heißt es noch, als der Neffe und das Töchterlein miteinander tanzen, daß er sich wie ein Falke und sie sich wie eine Schwalbe drehte.[1]) Etwas weniger schmeichelhaft ist der schon früher berührte Vergleich einer alten Frau, die in der Blüte der Jahre dem Monde gleich, mit einem Affen.[2]) „Die Augen, einst taubengleich, stehen jetzt düster im Gesicht, bei dem einst schlanken Halse muß man jetzt an eine Elster denken, der die Federn ausgefallen sind. Sie geht gebückt und vorgebeugten Hauptes, wie ein träger Geier, da wo er merkt, daß Aas gelegen ist." Ferner heißt es im Ruodlieb noch einmal, daß er im Felde dahingelaufen sei wie eine fliegende Schwalbe (Fragm. I, Vers 51). Auch im Monachus Sangallensis kommt eine Stelle vor: „Da eilte der Bischof in seiner Unruhe wie eine Schwalbe hin und her" (c. 14).

„Menschen wie diebische Elstern . . ."[3]) „So wird die Hoffnung der heißhungrigen Raben betrogen",[4]) heißt es einmal, als nach einer überstandenen Krankheit Heinrichs IV. von seinen Gegnern die Rede ist. Nach zweifellos biblischem Muster kehrt öfters „die Taube ohne Falsch" wieder.[5]) „Wie die Henne ihre Jungen", so nimmt Lüttich ihre Söhne unter ihre Flügel."[6]) „Seinen Kleriker und Laien liebte er so, wie eine Henne, die ihre Jungen unter ihren Flügeln wärmt."[7]) Auch Sigebert sagt von seinem Gembloux[8]):

„Dir unserer Ernährerin, o Gembloux,
Sei frommes Lob. Du warst für mich die Henne,
Die sanft mich unter mütterlichem Flügel
Gewärmt und kühn beschützt mich, daß ich nicht
Durch eines Habichts räuberische Kralle,
Durch einen Adler, eine Weihe falle."

Wie zahme Vögel, so gab es offenbar auch sonst noch andere zahme Tiere. Wird in der zweiten Fassung des Lebens der Königin Mathilde[9]) das Fabelhafte bei der Erzählung von der Hirschkuh alles gestrichen, so bleibt doch der wesentliche Kern bestehen: „Da sprang ihr eine

1) Fragm. VIII, Vers 49. 2) Fragm. VII, Vers 5 ff. 3) Thietmar, Buch VII, c. 29. 4) Jahrbücher von Altaich; a. 1066. 5) Z. B. Epitaphium Frederici Leod. Ep. NA. Bd. II, S. 603. 6) Ep. Gozechini ad Walcherum; siehe S. 34, Anm. 3. 7) Gesta Episcoporum Cameracensium, S. 497. 8) De Passione S. Theb. III, c. XV. 9) Vita Mathildae Reginae, MG. SS. IV, S. 282 ff., c. 19.

Hindin entgegen, die in dem Klosterhof gezähmt war – quamdam cervulam infra claustra monasterii edomitam." – Daß auch Bären gezähmt wurden, geht mit der wünschenswertesten Deutlichkeit aus dem Ruodlieb hervor. Unter den Leoparden, Löwen, Kamelen, Waldeseln, Pferden, Affen und Meerkatzen – interessant ist, daß sich bei Affe und Meerkatze noch die ausdrückliche Bemerkung findet: in quibus ambabus nil cernitur utilitatis – den Sprechvögeln sind auch zwei Zwillingsbären von schneeweißer Farbe, jedoch mit schwarzen Beinen.[1]) Sie konnten Gefäße tragen, auf zwei Beinen gehen, nach dem Takte tanzen, wenn Spielleute aufspielten. Sie machen Sprünge und Purzelbäume, sie ringen miteinander. Ja sie tanzen sogar mit Frauen; wenn das Volk tanzte, eilten sie zu den mit „wohllautender Stimme singenden" Frauen, ergriffen sie bei den Händen und tanzten unter Brummen den Reigen mit.

In St. Gallen hatte man nach einer Nachricht der Casus St. Galli[2]) einen Tiergarten: „und was noch mehr war, er – Abt Notker – ließ einen neuen Speicher, weil er ein Mann von solcher Anlage war, einzig für wilde Tiere und Ungetüme und Hausvögel und gezähmte Vögel neben dem Speicher der Brüder aufbauen." Man hatte offenbar neben dem Interesse für einheimische Tiere auch Interesse für ausländische, und wie schon aus dem Ruodlieb[3]) hervorgeht, ehren sich Fürsten wohl einmal durch das Geschenk fremder Tiere. Auch Thietmar[4]) erzählt, daß Otto der Große von einem Polenherzog ein Kamel als Gabe erhalten habe.

Hübsch ist auch die Geschichte vom Pferde des hl. Folcuin[5]), die an die Erzählungen von „rührender Treue eines Hundes" erinnern. Der hl. Folcuin hatte ein Pferd, das, so oft er es besteigen wollte, die Knie beugte, um ihn aufsitzen zu lassen. Als der Heilige starb, duldete es keinen andern Menschen auf sich. Als es bald darauf selbst stirbt und, obgleich es den Hunden zum Fraß vorgeworfen wird, sein Leichnam unberührt bleibt, begraben die Bürger das Tier, das weder wilde Tiere noch Vögel verletzen konnten, nach Menschensitte.

Diese Tierwelt kann man auch in zahlreichen Vergleichen auftauchen sehen. Am häufigsten kommt wohl der Vergleich mit „Schaf und Wolf" vor, der zwar aus der Bibel geschöpft, aber immerhin damals noch gegenständlich war, denn mancher Herdenbesitzer konnte ein Lied

1) Fragm. VII, Vers 84ff. 2) c. 16; siehe S. 41, Anm. 2. 3) Fagm. III, Vers 81. 4) Buch IV, c. 7. 5) c. 62; siehe S. 30, Anm. 3.

davon singen, wenn ihm wieder ein Wolf ein Stück seines Viehstandes geraubt hatte.

„Sich in seiner Beredsamkeit wie ein kläffender Hund gebärden ...“[1]) „Mit Luchsaugen erspähen ...“[2]) „An List ein Fuchs, an Furcht ein Hase, an Zorn ein Löwe ...“[3]) „Dem Gewand nach ein Mönch, aber der Tat nach ein listiger Fuchs“[4]); in einem Gedicht fordert Froumund von Tegernsee Abt Ellinger zu einem Duett auf, das klingen soll, wie wenn der Biber mit dem Rinde oder Schwein ein Konzert geben würde...“ „Sie setzten den Unsrigen wie flüchtige Hirsche nach ...“[5]) „Wie der Hirsch seinen brennenden Durst am Flusse löscht ...“[6]) Ziemlich häufig ist der Vergleich eines Menschen mit einem Löwen. Otto II. z. B. nennt seinen Vater „mein Löwe!“[7]), auch „wilder Tiger“[8]) wird einmal als Anrede gebraucht. „Dahinstürmen wie ein zügelloses Pferd ...“[9]) „Er stürzte sich in den Abgrund der Lüste wie Rosse und Maultiere, die nicht verständig sind ...“[10]) „Die Untertanen müssen gehütet werden wie störrische Esel und wie eine Herde Rinder ...“[11]) „Schon beugt der neue stößige Ochs das alte Gesetz ...“[12]) „Das Heer hat wie Heuschrecken das Gefilde überschwemmt ...“[13]) „Die Söhne eines Königs wurden einmal ein Otterngezücht genannt ...“[14]) „Freilich wenn sie durchschlüpfen wie Frösche ...“[15]) „Um die giftige Schlange zu fassen und zu töten ...“[16]) „Er war nichts als eine giftige Natter ...“[17]) „O verschlagene und des Betrugs kundige Schlange, gewohnt die Glieder in schuppiger Hülle zu bergen; wie die Schlange zu einem Kreis aufgerollt ...“[18]) „Wie der Fisch, den man aus dem Wasser zieht, nicht leben kann.“[19]) Sigebert vergleicht sich im Epilog zum II. Buch seiner Thebeischen Legion[20]) mit einer Schnecke, die vom König zur Mahlzeit geladen wird. Langsam kommt sie heran und erreicht schließlich auch die Schwelle; als sie den König sieht, erhebt sie die Fühler, nachdem sie jedoch die Schwelle überschritten, fällt sie und verletzt sich die Fühler. Von Heinrich IV. sagt Lambert[21]), „er zerreiße alle Bande wie Spinnweben.“

1) Alpertus, Schluß; siehe S. 14, Anm. 5. 2) Thietmar, B, V, c, 16. 3) Carmen Laurespamensium, Vers 73; siehe S. 8, Anm. 3. 4) Thietmar, B. VII, c. 13. 5) Thietmar, B. III, c. 11. 6) Ruodlieb, Fragm. XVIII, Vers c, 2. 7) Casus S. Galli, c. XVI. 8) Walther von Speier, Christophorus, V, Vers 226. 9) Bruno, de bello Saxonico, c. 5. 10) Ebenda. 11) Thietmar B. VIII, c. 2. 12) Ebenda, c. 11. 13) Lambert, Juni 1075, S. 218. 14) Thietmar, B. VIII, c. 29. 15) Ebenda, B. VI, c. 8. 16) Ebenda, c. 9. 17) Ebenda, B. V, c. 15. 18) Waltharius, Vers 790. 19) Vita Wiberti; MG. SS. VIII, 504 ff., c. 16. 20) Siehe S. 10, Anm. 7. 21) Okt. 1076, S. 279.

Einen Niederschlag der eifrig betriebenen Bienenzucht kann man in den zahllosen Vergleichen mit Bienen finden. Denn daß sie nicht etwa alle voneinander abgeschrieben sind, beweist der Umstand, daß fast keiner genau wie der andere lautet, trotzdem er meist dasselbe ausdrücken soll. Wenn man sich so mit der Beobachtung der Tierwelt abgegeben hat, wie man es tatsächlich tat, so ist es auch begreiflich, wie gerade die Biene interessieren mußte: „Die gottgeweihten Frauen, entzückt von der Ankunft des geistlichen Vaters, eilten einzeln aus ihren Sitzen heraus, den heiligen und verehrungswürdigen Mann wie eine kostbare Blume des Paradieses ringsum umgebend, um den Honig der göttlichen Beredsamkeit, der aus seinem Munde kam, in dem Bienenkorbe ihrer Brust zu bergen . . ."[1]) „Er war ein Knabe von guten Anlagen, der die Honig bergenden Blüten der Schriften wie eine kluge Biene in den Bienenstock seiner Brust zu sammeln begann."[2]) Der hl. Adalbert[3]) beginnt vor dem aufgeregten Volke wie von einem erzürnten Bienenschwarm zu reden. „Und wie die kluge Biene den Honig aus den mannigfachen Blumen, so sammelte er in seines Herzens Bienenkorb den Inhalt der heiligen Schriften, womit er später die Kehlen des Volkes laben sollte."[4]) „Die Verdienste, die er sich überall nach Art der klugen Bienen gesammelt hatte . . ."[5]) „Und nachdem er wie eine kluge Biene durch die blumigen Gefilde gestreift war, kehrte er, gefüllt mit dem klaren Nektar der Wissenschaft, in den Bienenkorb seines Klosters zurück."[6]) „Du hättest sie wie Bienen aus den verschiedenen Körben zu diesem blühenden Baum fliegen sehen können, damit jede von da in ihre Zellen trüge, daß sie dort ihre trockenen Waben mit dem Nektar honigfließenden Taues füllen könnten . . ."[7]) „Der Feind aber war zu jener Zeit von so großer Fruchtbarkeit, daß er wie ein dichtes Saatfeld aufsproßte und wie ein Bienenschwarm die Reichsgrenzen erfüllte . . ."[8]) „Nicht ergötzt es die Bienen mehr an den Honig bergenden Blumen zu naschen, als mich das Lob des Königs erfreut"[9]) usw. usw.

---

1) Vita Theogeri. MG. SS. XII, S. 449 ff., I. Buch, c. 11. 2) Vita S. Udalrici, c. 1. 3) Passio, 2; siehe S. 10, Anm. 4. 4) Vita Gebehardi Ep. Constantiensis; MG. SS. X, S. 585 ff., c. 2. 5) Ruotger, c. 14; siehe S. 15, Anm. 1. 6) Vita Wicberti et Gesta Abbatum Gemblacensium, MG. SS. VIII, S. 504 ff. 7) Anselmi gesta episc. Leodiensium, c. 40; siehe S. 31, Anm. 4. 8) Regino von Prüm, Weltchronik a. 869; 2. Abschnitt. 9) Wipo, Carmen Legis, Vers 111; siehe S. 17, Anm. 8.

Das lebendigste Zeugnis für das Interesse, das die Tierwelt erweckte, ist wohl in der schon mehrfach angeführten Ecbasis[1]) zu erblicken. Wenn auch eine Menge Typen aus alten und fremden Sagen und Erzählungen genommen sind, es bleiben doch noch eine Reihe Züge darin, die auf der eigenen Beobachtung des Verfassers fußen.

Zweiter Abschnitt.

Aufsuchen der Natur, Naturstimmung.

Ist es dabei geblieben, daß man sich mehr oder weniger naiv an dem erfreute, was die Natur eben gerade zufällig bot, oder ist man weiter gegangen, hat man sie aufgesucht, etwa in der Wahl der Wohnsitze; ist man gereist, gewandert?

In diese Periode fällt infolge der kirchlichen Reformbestrebungen eine Menge von Klostergründungen. Die für unser Auge teilweise hervorragend schöne Lage einzelner solcher Klöster ohne weiteres als einen Beweis für ein gleiches Empfinden der Menschen jener Tage mit dem unsern zu nehmen, wäre übereilt. Einmal ist stets im Auge zu behalten, daß die deutsche Landschaft damals nicht durchaus dieselbe war wie heute, – besonders liegt diese Periode noch vor der Zeit der letzten großen Rodungen – dann können die Stifter einen nur praktischen Gesichtspunkt im Auge gehabt haben, wo wir reinen Schönheitssinn anzunehmen geneigt sind. Man denke analog an den Burgenbau! Wie oft kann man beim Anblick einer malerischen Burgruine hören: „Diese alten Ritter haben sich doch immer die schönsten Plätze für ihre Wohnsitze ausgesucht!“ und doch waren gerade für diese Klasse von Menschen zweifellos zumeist ganz andere Gesichtspunkte bei der Anlage einer Burg maßgebend. Als Heinrich IV. z. B. Sachsen mit einem Netz von Burgen überzog, dachte er gewiß nicht daran, sich „schöne Punkte“ für sie herauszusuchen, ebensowenig wohl Friedrich Barbarossa, als er in einem späteren Jahrhundert das obere Rheintal durch planmäßigen Burgenbau zu befestigen suchte. Im übrigen sind alle bloßen Vermutungen für den Historiker belanglos. Er hat nur nach dem sein Urteil zu formen, was die Zeit selbst dazu gesagt hat, und dieses Halten an die Zeitstimmen wird ihn auch vor falschen Konstruktionen bewahren. Und so sei auch jetzt – um wieder zu den Klöstern zu-

1) Siehe S. 13, Anm. 1.

zurückzukehren — herangezogen, was etwa bei Klostergründungen geäußert wurde. Dabei kann vorweg genommen werden, daß tatsächlich bei einer Reihe von Klöstern die schöne Lage wirklich eine Rolle bei der Gründung gespielt hat. Einige solcher Klostergründungen, die mit Rücksicht auf die landschaftliche Umgebung stattfanden, wurden schon z. B. bei der Beschreibung der Yburg[1]), bei der des Bergs, auf dem dann Göttweih[2]) entstand, erwähnt usw. Das Kloster Zell[3]) war zuerst an einem andern Orte gegründet worden, „da kommt es dem Diener Gottes, der die Klostergemeinde zusammengebracht, daß dies Gehege nicht genügend Sicherheit für seine Schafe biete, sondern daß es sozusagen mitten im Rachen des Wolfes liege. Freilich lächle dieser Ort dem Beschauer mit seiner lockenden Schönheit zu, freilich belohne er durch Fruchtbarkeit die mühevolle Pflege, die man ihm angedeihen lasse. Aber er liege an einer Stelle, an der sich viele Wege kreuzten und eine große Menge weltlicher Menschen sich zusammenfänden, wodurch das Mönchsleben um manche ihm nötige Dinge komme. Der Mann Gottes ist nun eifrig bemüht, seine Herde von diesem Ort zu entfernen. Er durchwandert verschiedene einsame Orte in dem anschließenden Breisgau und kommt nun an einen Platz, der nach einer alten Überlieferung „Zell" genannt wird, der weit von allem weltlichen Treiben entfernt war; es gab dort einen dichten schattigen Wald, ein fließendes Wasser, liebliche blühende Wiesen und Schutz vor allem, was dem Mönchsleben nicht ansteht." Dorthin führt er dann seine Schäflein.

Im Chronicon Benediktoburanum[4]) wird erzählt: „Es gehörte zwei Brüdern und einer Schwester ein vorteilhaft an dem Flusse Loisach gelegenes Grundstück. Da sie in der Gegend des Flusses oft jagten, übernachteten sie auch häufig an diesem Ort, der ihnen wegen seiner Schönheit gefiel, und sie befahlen nun, an dieser Stelle Gebäude zu errichten. Sie bauten eine Kirche mit einem Kloster, das Buren genannt wurde, bereiteten den zu diesem Orte Gehenden einen Weg über den Sumpf neben der Loisach, über die sie eine Brücke bauen ließen . . ."

Die hl. Ida gründete an einem schönen Rastplatz, den sie auf ihrer Reise einmal gefunden, ebenfalls ein Kloster.[5]) — Mehrfach wird das durch Hrotsuith so berühmt gewordene Kloster Gandersheim erwähnt, vor allem hat sie selbst ein Gedicht über die Anfänge ihres Klosters

1) Siehe oben S. 39. 2) Siehe oben S. 38. 3) Vita S. Udalrici, c, 5; siehe S. 29, Anm. 2. 4) MG. SS. IX, S. 210ff., c. 2. 5) Siehe S. 10, Anm. 3.

geschrieben, das einst von Ottos des Großen Urgroßeltern Ludolf und Oda gegründet worden war. Es mögen einige Stellen daraus in der Übersetzung Pfunds[1]) erfolgen:

„War dermalen ein Hain, ganz nahe dem Kloster, umgürtet
Rings von schattigen Höhen, die heut uns selbst noch umgeben,
Und in selbigem Hain ein kleines Örtlein gelegen,
Wo die Hirten der Schweine des Ludolf pflegten zu weilen.
Während der nächtlichen Zeit ergaben nun jene der Ruhe
Ihren ermüdeten Leib in eines Bauern Verzäunung,
Während sie hatten die Wacht der ihnen befohlenen Schweine.
Einst an selbigem Ort, als in zwei Tagen das hohe
Allerheiligenfest gar feierlich war zu begehen,
Mitten in dunkeler Nacht erblickten mit eigenen Augen
Viele Lichter im Wald ganz helle brennen die Hirten.
Alle verwunderten sich, als dies sie gesehen, mit Staunen,
Was des strahlenden Lichts so neues Gesicht denn bedeute,
Welches, ein schimmerndes Wunder, das nächtliche Dunkel durchbrochen;
Und sie berichteten dies dem Meier des Hauses mit Zittern.“

Die Nachricht verbreitete sich weiter, die Besitzer wollen das „Wunder“ – wahrscheinlich sind Irrlichter darunter zu verstehen – auch sehen:

„Aber sobald als dunkele Nacht mit Nebel das Erdreich
Einhüllt, lassen sich rings im Kreise des waldigen Tales,
Wo einst sollte die Stiftung des hehren Klosters geschehen,
Wie in Reihen gestellt in Fülle die Lichter erblicken,
Welche zugleich die Schatten des Laubs und nächtliches Dunkel
Hell durchdrangen mit Licht von übergewaltigem Glanze.
Alle, die standen im Kreise zugleich, lobpreisen den Herrn,
Sprachen es festiglich aus, es wäre zu weihen die Stätte,
Zu desselbigen Dienst, der sie erfüllte mit Lichte.
Aber der Herzog nicht ohne Gefühl für himmlische Gnade,
Ließ nach der Fällung der Bäume, sowie der Dornen Entfernung
Und auf Odas Geheiß, der ihm so teuern Gemahlin,
Eben dasselbe Tal vom Dickicht gänzlich befreien;
Und die verwachsene Gegend, von Faunen und Bestien wimmelnd,
Macht er offen und klar und geschickt zum göttlichen Lobe.“

Thangmar berichtet in seinem Leben des Bischofs Bernward von Hildesheim[2]) über Gandersheim, daß das Kloster, das vorher an einem anderen Platze stand, an einen Ort — gemeint ist eben Gandersheim –

1) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 10. Jahrhundert, Bd. 5, Vers 186.
2) c. 12; siehe S. 27, Anm. 1.

verlegt worden sei, der durch Schönheit seiner Wiesen und Haine geeigneter und durch den Schutz der dichten Wälder und Sümpfe sicherer für eine Wohnung der Streiterinnen Gottes gewesen sei. Ebenso erzählt Wolfher im Leben des Bischofs Godehard von Hildesheim[1]): „Im 4. Jahre nachher ... ersah unser vorgenannter Bischof Altfried einen Ort, wohlbewässert, von schönen Wiesen, von Wäldern und Bergen rings umgeben und gesichert, in jeder Hinsicht zum Bau einer Kirche geeignet, der nach einem vorbeifließenden Flusse, namens Gande, Gandersheim genannt wird."

In den Nachrichten über die Gründung des Klosters Brauweiler[2]) wird berichtet, daß der Markgraf Ezo, der ein Kloster zu bauen gelobt hatte, unter seinen Besitzungen nach einem Ort suchte, der sich zur Erfüllung des Gelübdes eigne. Er dachte besonders an Duisburg und an die Insel des hl. Suitbert (Kaiserswerth); „sei es, weil der Rhein dort vorbeifloß, sei es wegen der anmutigen Ergötzlichkeiten, die dieser Ort, der sich durch ganz besondere Schönheit auszeichnete, bot." Es kommt jedoch nicht dazu, weil seine Gemahlin Mathilde durch eine himmlische Vision glaubte, auf Brauweiler verwiesen zu werden. Und dort erhob sich dann auch das gelobte Kloster.

Über den Ort, an dem das Kloster Lobbes einst entstanden war, heißt es in Folcuins Taten der Äbte von Lobbes[3]), „daß es im Sambregau, den die Sambre, umgeben von freundlichen und schönen Ufern, durchfließe, einen Ort gebe, der durch von beiden Seiten vorspringende Hügel, eine Ebene, einen schattigen Wald und die günstige Lage überhaupt zu einem außerordentlich angenehmen sich gestalte. An diesem Orte fließe ein Bächlein in die Sambre hinunter, das Laubacum genannt werde." — Im Tractatus de moribus Lamberti abbatis St. Bertini[4]) wird gesagt, „daß an diesem Orte alles, was nötig sei, beieinander gewesen. Er habe Zufluß an Wassern gehabt, die dem Zuschauer sowohl Schönheit als Erfrischung dargeboten hätten — nichts habe dem Orte gefehlt, weder an Schönheit noch an Notwendigem, alles sei gleichermaßen durch Anblick und Nutzen außerordentlirh zuträglich gewesen." — In den Primordia Calmosiacensia[5]) wird erzählt, wie eine vornehme Frau ihren Mann Dietrich drängt, aus seinen Gütern einen Ort zum Bau eines Klosters zu schenken. Der Mann beauftragt nun einen „verehrungs-

1) c. 19; siehe S. 13, Anm. 7. 2) MG. SS. XIV, S. 121 ff., c. 14.
3) c. 1. 4) MG. SS. XV, 2, S. 946 ff., c. 8. 5) MG. SS. XII, S. 324 ff. S. 327, Zeile 4.

würdigen Kleriker namens Ascellinus", einen geeigneten Ort zu suchen; dieser findet auch einen Platz, der ihm „gracificus" und fern vom Lärm der Welt zu sein scheint. Es wird ein Kloster dort gebaut und der Maria geweiht (Chaumouzey in der Diözese Toul).

Ein Kloster St. Michael a. d. Maas[1]) hat in einer Entfernung von zwei bis drei Tagereisen Besitz, der nicht gut von dem Kloster selbst aus verwaltet werden kann. Der Abt Nauterus beschließt deshalb, dort eine Zelle für einige Brüder zu bauen, um dem Mißstand abzuhelfen, und er sucht nun nach einem geeigneten Platz. Er kommt dabei an eine Meierei, namens „Arevilla", die er wieder erlangt hatte, und wie er die Gegend, die sich ebenso durch Schönheit wie durch jede Annehmlichkeit auszeichnet, ins Auge faßt, findet er, daß sie seinen Wünschen ganz entspreche. „Der Ort ist ein Waldtal, das sich zwischen zwei Bergen ausdehnt, die ein Stadium lang und zwei Pfeilschüsse weit auseinander sind. Die Länge dieses sich gleichmäßig ausdehnenden Stadiums wird auf den beiden andern Seiten von zwei sich gegenüberliegenden Hügeln abgegrenzt, die sich an der Nordseite des Tales anlehnen, und von seiner Südseite nur so weit abstehen, um der dort hindurchfließenden Maas Raum zu lassen. So wird ein durch ein Bergviereck verschanztes Tal erblickt. Mitten hindurch fließt die Maas, die die sich hier anschließende Ebene mit dem Grün von Wiesen schmückt. Der Boden, der mehr gegen die Berge zu liegt, eignet sich für Acker- und Gartenbau. An der Nordseite, die nicht steil ist, sondern sanft in die Ebene der Felder übergeht, liegt an der Grenze zwischen Tal und Hügel die erwähnte Meierei mit der Kirche des hl. Germanus; die südliche Seite aber, die in senkrechtem Anstieg steil in die Höhe ragt, schön in der Ebenmäßigkeit ihres Aufbaus, ist mit einem schönen Buchenwald bekleidet; ihr Ansatz erhebt sich in Form einer hervorspringenden Stufe von dem ebenen Tal und in der Mitte dieser Stufe ragt ein Fels, unter dem eine schöne Quelle mit süßem Wasser reichlich hervorfließt. Über ihm aber ist ein für Reisende gangbarer Waldpfad, und wieder eine Stufe höher als dieser breitet sich eine überaus anmutige Ebene aus, an deren oberem Ende der Reihe nach 15 Quellen entspringen."

Daß man Sinn für Blumen hatte, wurde schon im vorigen Kapitel gezeigt. Ist dieser Sinn nun etwa bei der Anlage von Gärten zum Ausdruck gekommen? Ein Gedicht wie das des Abtes Walafried Strabo

1) Siehe S. 10, Anm. 2.

von Reichenau „de cultura hortorum“ aus dem 9. Jahrhundert haben wir in unserer Periode nicht, noch ein capitulare wie Karls des Großen capitulare de villis, in dem die Kräuter und Blumen aufgezählt werden, die in einem Garten gepflanzt werden sollen. Doch wird im wesentlichen zwischen dem Garten des 8. und 9. und dem des 10. und 11. Jahrhunderts kein großer Unterschied gewesen sein; es wird im großen und ganzen die zwei Arten des Gemüse- und Obstbaumgartens gegeben haben. Ob es aber ganz richtig ist, wie Lauffer meint[1]), daß „ein rein bäuerliches Streben nach möglichst umfassender und vorteilhafter Ausnützung des Bodens der einzige Gedanke gewesen sei, der den Gartenanlagen des 8. und 9. Jahrhunderts zugrunde liege“, mag dahingestellt bleiben. Wenn man von den heutigen Bauerngärten einen Rückschluß auf den damaligen Garten machen will, was insofern seine Berechtigung haben mag, als die Bauern bis jetzt das konservativste Element in unserem Volke gebildet haben, was das zähe Haften an alten Gebräuchen betrifft, so ist dabei sofort zu bemerken, daß, freilich ein Bauerngarten im wesentlichen aus Gemüsebeeten besteht – aus guten Gründen, denn man muß selbst heranziehen, was man zum täglichen Leben braucht; aber es wird sofort auffallen, daß wenigstens in Süddeutschland, kein auch noch so prosaischer Bauerngarten ohne Blumen ist. Und wie gerne das Volk die Blumen hat, weiß am besten der, der im Besitze eines Gartens ist, an dessen Zaun blühende Gesträuche wachsen.

Alexander Kaufmann[2]) sagt einmal in bezug auf das capitulare de villis: „Von den Blumen auf einen besonderen Blumengarten zu schließen, wäre voreilig, denn Rosen, Lilien, Veilchen usw. wurden zu arzneilichen Zwecken verwendet und bildeten als solche Bestandteile der Würz- und Apothekergärten.“ Daß es aber ebenso voreilig wäre, wenn man behaupten wollte, diese Blumen seien damals nur unter dem Gesichtspunkte ihrer Verwendbarkeit zu Arzneien betrachtet worden, beweist schon die Tatsache, daß gerade diese Blumen gerne zu poetischen Vergleichen benutzt wurden; und selbst wenn sie nur zu praktischen Zwecken gepflanzt worden wären, so ist doch kaum anzunehmen, daß man nicht auch einen rein ästhetischen Genuß bei ihrem Anblick gehabt habe. Auch heutzutage werden z. B. noch Rosen zu Rosenwasser oder zu Rosenöl verwendet, aber die wenigsten Menschen werden beim Anblick blühender Rosen – auch wenn sie deshalb gepflanzt

1) S. 34ff. 2) Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance, Berlin 1892.

sein sollten – an ihre Verwendung zu Fabrikationszwecken denken. – Im Grunde genommen ist es für das vorliegende Thema vollständig gleichgültig, ob die Blumen innerhalb oder außerhalb eines Gartens bewundert werden; ebenso ob sie zu einem bestimmten nützlichen Zweck gepflanzt wurden oder nicht, – gefreut hat man sich sicher an ihnen, wie schon die früheren Beispiele[1]) zeigten.

Trotzdem keine bestimmten Nachrichten erhalten, mag doch einmal in dem einen oder andern Klostergärtchen, vielleicht innerhalb der clausura, eine Art Ziergärtchen angelegt worden sein, wenigstens drängt sich diese Vermutung auf, wenn man einige Zeilen aus dem Gedichte Purchards über die Taten des Abtes Witigowo von Reichenau[2]) liest. Witigowo hatte 991 eine neue Kirche zu Ehren des hl. Michael gebaut und vor ihr ein Gärtchen angelegt:

„Und vor der Schwelle dieses heil'gen Hauses
Und hinter der, die zu Mariens Ehre
Gebaut, beginnt hierauf er zu errichten,
Wenn klein an Raum auch, einen schönen Garten.
Mit Mauern ihn und runden Bogen gürtend
Schuf er ein lichtes, ird'sches Paradies,
Das weithin leuchtet zu des Tempels Ruhm
Und neuen Anblick beut dem nah'nden Volke."

Dieses Gärtchen macht Purchard einen solchen Eindruck, daß er es in denselben Gedicht noch einmal erwähnt: „Nachdem die Sonne achtmal ihren Jahreslauf vollendet hatte, gründete er (Witigowo) vor diesem paradiesischen Garten die Kirche des hl. Bartholomäus –"; wenn auch nicht gesagt ist, was in dem Gärtchen gepflanzt war, so läßt sich doch wohl sicher annehmen, daß Purchard wohl schwerlich von einem Gemüsegarten gesagt hätte, daß er weithin zu des Tempels Ruhm geleuchtet habe; eher ließe sich die Vermutung aufstellen, wenn es auch nur eine Vermutung bleibt, daß der Abt auch fremde Pflanzen aus Italien mitgebracht hat, da er Otto III. auf seinem Römerzuge begleitete.

„Vergnügungsreisen im heutigen Sinne des Worts, bei denen der Zweck der Reise eben diese selbst, gab es damals schwerlich", sagt Saß[3]). Höchstens die Jagdreisen der Kaiser, meint er, könne man dazu rechnen. Und er findet das erklärlich; denn die Fährlichkeiten einer solchen Reise hätten das Vergnügen weitaus überwogen. „Außerdem

1) Siehe S. 14ff. 2) MG. SS. IV. S. 620ff., v. 411. 3) Deutsches Leben zur Zeit der sächsischen Kaiser, Berlin 1892.

aber fehlte, wie es scheint, den Menschen des früheren Mittelalters etwas, was uns in hohem Grade eigen ist, die leidenschaftliche Natursehnsucht und begeisterte Empfindung für Naturschönheit, wie und wo sich dieselbe offenbaren möge." – Daß man in jenen Zeiten bei weitem nicht in dem Maße zum Vergnügen reiste, wahrscheinlich dafür auch weniger um der Mode willen, wie heutzutage, ist zweifellos richtig. Trotzdem gab es damals eine Menge von Reisenden: die Kaufleute reisten mit ihren Waren; zahllose Pilger und Wallfahrer waren auf allen Wegen zu finden; es bestand ein reger Gelehrtenaustausch zwischen den berühmten Dom- und Klosterschulen; der Hof hatte keine feste Residenz, sondern reiste von Pfalz zu Pfalz und zog allerhand Volk nach sich, so vor allem auch die wanderndèn Spielleute, die joculatores.

Es ist kaum zu glauben, daß unter diesen vielen nicht auch solche gewesen sein sollen, bei denen das Reisen als Selbstzweck, zum Vergnügen betrieben wurde, und die Nachrichten darüber lassen uns auch nicht ganz im Stich. In dem Anhang zu seinem III. Buch erzählt Meister Adam von Bremen, daß der Erzbischof Adalbert immer einige Bischöfe in seiner Umgebung gehabt habe, worunter ihm drei besonders lieb gewesen seien: „der dritte hieß Bowo, dessen Abkunft man so wenig kennt, wie den Ort seiner Ordination, der sich aber rühmte, aus „Lust am Reisen" dreimal nach Jerusalem gekommen zu sein — qui se tamen peregrinationis amore Jherosolimam ter accessisse iactabat —. Von da aber, erzählte er, sei er von den Sarazenen nach Babylonien geschleppt worden und habe, als er endlich freigekommen sei, gar viele Länder der Welt durchwandert." Besonders Wallfahrer mögen, auch wenn sie nicht gerade Bischöfe waren, unter dem Deckmantel einer frommen Fahrt sich zu einer Reise verholfen haben, um so mehr als man dabei auf die Mildtätigkeit frommer Menschen rechnen und so sehr billig davon kommen konnte. Und auch die, die wirklich um der Wallfahrt willen einen Ort besuchten, werden auch nicht überall, wohin sie kamen, mit blinden Augen gereist sein. Das klingt aus manchen Nachrichten deutlich heraus. Es sei nochmals an die Stelle in den Gesta Episcoporum Cameracensium erinnert, wo es von Cambrai heißt[1]): „sed et ipsa civitatas prae aliis urbibus pulchra est et decora, sicut hi, qui Ierosolimam petentes diversas urbes conspexerunt, attestantur." Und vollends die „Fahrenden!" Es wäre zu vermuten, auch wenn man keinen

1) Siehe oben S. 48, 6.

Beleg dafür hätte, daß unter ihnen manche gewesen, die die Natur liebten, mit der sie ja überall in Berührung kamen. Aber gerade bei dieser Menschenklasse macht sich der Mißstand geltend, daß diese Leute zum größten Teil nicht schreiben. Zur Ergänzung treten hier die weltlichen, oder wenn man will, die verweltlichten Geistlichen ein. Daß sich die idealen Forderungen der Kirche in der Praxis niemals ganz durchführen ließen, und daß deshalb immer wieder Reformen nötig wurden, ist schon eingangs berührt worden. Und diesem Umstand verdanken wir Weltlicheren von heutzutage manches, woran wir noch jetzt unsere Freude haben können. Einen solchen, freilich zur Abfassungszeit seines Gedichts wohl oder übel schon reuigen Sünder haben wir in dem Verfasser der Ecbasis Cujusdam Captivi vor uns. Direkt ist nichts von seiner Lebensgeschichte erhalten[1]), aber man kann sich doch aus seinem Gedichte vieles herauslesen. Aus edlem deutschen Geschlechte irgendwo in der Nähe von Luxemburg geboren, wurde er in seiner Kindheit nach dem Koster S. Aper in der benachbarten Diözese Toul gebracht. Wie er es dort trieb, mag die Einleitung seines Gedichts selbst sagen:

„Wenn sinnend alter Zeiten ich gedenke,
Erstaun' ich über manchen Irrtum, den
Mein knabenhafter Sinn begehn mich ließ!
Nie hab Vernünftiges ich da bedacht,
Und wenig kümmert' ich mich um die Brüder,
Allein auf tausend Possen stand mein Sinn.
Umsonst war meines Lehrers Vorsicht, wenn
Die Zeit des Lernens mir gekommen war;
Denn ich vergaß ob meiner Lust am Wandern
Die Stunden, die zum Schreiben mir bestimmt.
Und dieses Leben trug denn auch die Schuld,
Daß man das Eselein mich hat benamst."

Die „cura vagandi" trieb den Schlingel in die Vogesen, und dort mag er manchen Tag mit Fischen und Jagen zugebracht haben. Dort hat er sich nicht nur seine Liebe zur Tierwelt geholt, dort wurde sein Verständnis für die Natur überhaupt geweckt oder wenigstens genährt. Wer wie er durch den Fuchs dem kranken Löwen den Anblick der Natur zur Heilung verordnen läßt, der muß diesen Einfluß am eigenen Leibe erfahren haben. Doch das freie Leben dauerte nicht ungestört

1) E. Voigt, Ecbasis captivi. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Bd. 8.

fort, das Kloster wurde reformiert und mit der goldenen Freiheit hatte es ein Ende. Da er offenbar nicht gut tat, wurde er in den Karzer gesteckt, wo natürlich all sein Sinnen und Trachten auf die Flucht gerichtet war, die ihm auch eines Tages gelang, als die Klosterinsassen mit Pilgern, Bettlern und Zöglingen bei der Ernte waren. Er flieht in seine geliebten Vogesen, wurde dort aber wahrscheinlich gefangen genommen und wieder aufs neue unter erschwerten Bedingungen in den Karzer seines Klosters gesperrt. Um sich zu befreien, was er nur dadurch kann, daß er wirkliche Reue zeigt, verfaßt er das Gedicht Ecbasis Cujusdam Captivi, in dem sich Gelesenes und Gelerntes und draußen in der Natur selbst Beobachtetes und Erlebtes zu einem interessanten Ganzen gestalten. Und gerade das Selbsterlebte, das Persönliche, das immer wieder durchschimmert, verleiht dem Gedichte seinen Reiz. So mag es noch manche gegeben haben, die sich dem Klosterleben dauernd entziehen konnten, als die Reformen dem alten freien Leben ein Ende machten. Sie entgingen der Not, die den Verfasser der Ecbasis zum Dichter machte, und so sind sie für uns verschollen.

Eine vielsagende Geschichte wird auch in den casus S. Galli[1]) erzählt: „Es war aber zu der Zeit in dem Kloster ein junger, sehr gebildeter Mönch, der Sohn eines Grafen namens Wolo, der, weil er „inquietus et vagus“ – unruhigen und unsteten Charakters – war, so daß nicht einmal der Dekan, noch der Herr Notker mit ihm fertig wurden, häufig mit Schlägen traktiert werden mußte, ohne daß etwas damit erreicht wurde, was allen wegen seiner Geistesanlagen sehr leid war. Denn da der hl. Gallus nur freigeborene Mönche hatte, so war mit denen aus edlerem Blute doch schwerer fertig zu werden. Die Eltern Wolos kamen bekümmert in das Kloster; ihre Ermahnungen halfen auch eine Zeitlang etwas, aber kaum kehrten sie dem Kloster den Rücken, so ging die alte Geschichte wieder los. Eines Tages nun erschien dem Herrn Notker in der Morgendämmerung der Teufel und sagte zu ihm: „Ich werde dir und deinen Brüdern eine schlechte Nacht bereiten.“ „Ein schlimmer Vogel,“ erwiderte jener, „pflegt schlimmen Ruf zu geben.“ Doch erzählte er den Brüdern das Erlebnis, damit sie sich an diesem Tage in acht nehmen sollten. Wolo aber sagte darauf: „Greise träumen immer Unnützes.“ Es war aber gerade der Tag, wo ihm vom Dekan untersagt war, das Innere des Klosters, wie er gewohnt war, zu verlassen;

1) MG. SS., Bd. II, S. 79, Zeile 7.

und wie er eben beim Schreiben saß und das letzte Wort, das er geschrieben hatte, lautete: „Denn er begann zu sterben", sprang er auf der Stelle auf, während ihm die andern zuriefen: „Was nun, Wolo, was nun?" und begann, die für uns zum Glockenturm des hl. Gallus führenden Stufen emporzuschreiten, damit er wenigstens, da ihm das Gehen verboten war, mit seinen Augen die Berge und Gefilde ringsum erblicke und so seiner unsteten Seele Genüge tue. Als er wieder herunterkam und eben über dem Altar der Jungfrauen angelangt war, fiel er auf Antrieb des Teufels, wie man glaubt, durch die getäfelte Decke und brach den Hals."

Nimmt man von dieser Geschichte die zeitlich bedingte Hülle weg, läßt man den Teufel springen, so könnte dieser junge Mensch ebensogut ein Sohn unseres Jahrhunderts sein, mit der leidenschaftlichsten Natursehnsucht, die man sich denken kann. In diesem Fall ist sicherlich zwischen den Gefühlen dieses jungen Mönches aus dem frühen Mittelalter und zwischen denen etwa manches Examenskandidaten des 20. Jahrhunderts sehr wenig Unterschied. Und wer weiß? Hätte dieser Wolo nicht das Unglück gehabt, den Hals zu brechen, so wäre er vielleicht auch ein berühmter St. Gallener Dichter geworden, wie Ekkehard I. „Literatus" soll er ja gewesen sein, die nötige Gefühlswelt war ebenfalls in ihm vorhanden und zum wenigsten fehlte es ihm an dem äußeren Zwang, der diesen Gefühlen oft erst die Worte verleiht. — —

Am Anfang des 1. Kapitels wurde zu zeigen versucht, wie der Wald einerseits gefürchtet wurde, wie man ihn andererseits nicht nur um seiner materiellen Erträgnisse, sondern auch um höherer Zwecke willen aufsuchte, und daß nicht jedes Auge blind für seine Schönheit war. Es erübrigt noch, sich nach der Jagd umzusehen. Es ist bekannt, welch große Rolle sie in jenen Zeiten spielte, bildete sie doch z. B. für den Adel neben dem Krieg so gut wie die einzige standesgemäße Beschäftigung. Vom Jagen ist in den mittelalterlichen Quellen sehr oft die Rede, denn auch Geistliche jagten, und es ist begreiflich, daß Stimmen vernehmbar sind, die, besonders als durch die Reformbestrebungen ein stengerer Geist in die geistlichen Kreise eingezogen war, sich über diese Lust der Geistlichen an der Jagd aufhalten. Sehr ergötzlich mutet ein Bericht an in den Gesta Abbatum S. Bertini Sithiensium.[1]) Der Verfasser berichtet von einem Abte, der sich von Ludwig dem Frommen

1) MG. SS. IV., S. 54, c. 43.

das Privilegium erbeten hatte, in den seinem Kloster benachbarten Wäldern jagen zu dürfen, „sub occassione“, wie sich der Verfasser mißtrauisch ausdrückt, „librorum tegendonum vel manicarum ad usus fratrum faciendarum, sed, quod credibilius est, ad suae vanitatis ludibrium exercendum.“ – Von einem Bischof von Mainz[1]), um noch ein Beispiel anzuführen, heißt es: „Er hätte sein Leben mit guten Sitten geführt, wenn er sich nur nicht so sehr an Falken und Hunden ergötzt hätte.“

Daß die Jagd von Geistlichen an sich nicht verworfen wurde, ist aus einer hübschen legendenhaften Episode ersichtlich, die in der Vita S. Basini erzählt wird[2]): „Lutwinus, ein frommer Mann, jagt oft an einem Orte an der Saar, namens Mediolacus. Dieser Ort ist ihm ebenso angenehm als bekannt, denn alle Wege, Höhlen und Schlupfwinkel hat er oft nach Wild suchend durchstreift. Als er nun eines Tages nach seiner Sitte die schattige Einsamkeit um der Jagd willen aufsucht, wird durch ein Wunder geoffenbart, in welchem Ansehen er bei Gott stehe. Als er nämlich – schon brannte die Sonne am Mittag hoch am Himmel – seinen ermüdeten Gliedern etwas Ruhe gönnen wollte, legte er sich zur Selbstkasteiung nicht in den Schatten des Waldes, sondern unter freien Himmel mitten in die glühende Sonnenhitze. Doch der Himmel schützt ihn, der absichtlich die schattigen Zweige verschmäht, indem er den König der Vögel, einen Adler, sendet, der seine Flügel in der Luft ausbreitet, und so das Angesicht des Schlafenden vor der Sonne schützt.“ Daß Otto der Große und Heinrich II. auf der Jagd Erholung von den Staatsgeschäften suchten, berichtet Thietmar von Merseburg in seiner Chronik[3]); von Otto sagt er, daß er auf der Jagd, auf der er sich etwas zu erholen hoffte, die tödliche Schmerzenswunde empfangen habe – nämlich die Nachricht vom Tode seines Sohnes Ludolf. Bei einer andern Notiz in einer andern Chronik[4]) findet sich der Ausdruck „delectatio venatus“, wobei sich die Vermutung kaum unterdrücken läßt, daß hier nur die Jagd als „Sport“ gemeint sei.

Lambert von Hersfeld erzählt[5]), daß Everhard, ein Dienstmann Heinrichs IV., der zwei vornehme, gefangene, kleine Knaben auf seiner Burg zu verpflegen hatte, diese, wenn er in den benachbarten Wald auf die Jagd zog, Pferde besteigen ließ, was kaum ihr Alter noch erlaubte,

1) Passio S. Bonifatii; Jaffé III, S. 471 ff. 2) Vita S. Basini, AA. SS. März, Bd. 1, S. 315. 3) Buch II, c. 2. 4) Chronikon S. Michaelis in Pago Virdunensi, MG. SS. IV., S. 78, c. 2. 5) Anno 1076, S. 275; siehe S. 20, Anm. 4.

damit sie ihr von Kummer und Sehnsucht gebeugtes Gemüt durch diese Erholung erquickten, und sie richteten ihre „oppressas merore ac tedio mentes“ draußen im grünen Wald auch so auf, daß sie eines schönen Tages ihren Pferden mit aller Kraft die Sporen gaben und durchgingen „durch das Dickicht der Wälder, über die Abhänge der Berge und durch die Tiefen der Täler.“

Daß man sich, wenn man unterwegs war, gern schöne Plätze zur Rast aussuchte, ist schon früher zu verschieden Malen erwähnt worworden. Es sei nur noch einmal an die hl. Ida[1]), an Adalbert von Prag[2]), an die Pfalzgräfin Mathilde[3]) erinnert usw. Aus dem Ruodlieb geht ferner hervor, daß man auch zu Hause zuweilen im Freien tafelte. Als Ruodlieb mit seinem Neffen auf der Burg der Witwe ankommt, wird der Tisch im Freien gedeckt. Und daß nicht nur diese eine Witwe Sinn für eine derartige Anordnung gehabt, ist sicher anzunehmen. Auch andere werden es so gemacht haben. In diesen Zeiten spielte sich überhaupt, freilich zunächst infolge der größeren Beschränktheit in den Wohnräumen, ein größerer Teil des Lebens im Freien ab als heutzutage. Es sei nur z. B. an den Tanz erinnert. Wieviel schöner der Reigentanz unter freiem Himmel und auf grünem Wiesenplan, als das oft recht häßliche Durcheinanderwirbeln in staubigem Saal in moderneren Zeiten! Nach dem bisher Ausgeführten gab es zweifellos Menschen, die die Schönheit des Tanzes im Freien empfinden konnten, auch wenn nicht die rein praktische Frage des Platzes die Ursache des Vorgangs im Freien gewesen wäre.

Einen starken Beweis für Naturliebe muß man auch in der Tatsache sehen, das Menschen jener Zeit, die eine hervorragende Stellung im Leben einnehmen und die deshalb ihre Wünsche verwirklichen können, sich an Orten, die ihnen besonders lieb sind, begraben lassen. Um noch einmal an schon Angeführtes zu erinnern: Altmann von Passau[4]) entdeckt von Mautern aus einen Berg, der ihn so anzieht, daß er sich aufmacht, ihn näher zu besichtigen. Er baut dort das Kloster Göttweih, in dem er sich dann auch später begraben läßt. Ganz ähnlich sind die ebenfalls schon angeführten Erzählungen, die von Benno von Osnabrück[5]), von Salomon von Konstanz[6]), von Ansfried von Utrecht[7]) berichtet werden.

---

1) Siehe S. 10. 2) Ebenfalls. 3) Siehe S. 14. 4) Siehe S. 38.
5) Siehe S. 39. 6) Siehe S. 41. 7) Siehe S. 40.

Aus dem bisher Gesagten kann man ersehen, daß man sich an der Natur gefreut, wie sie sich bot, daß man sie aufsuchte und sich nach ihr sehnte; man kam auch in Wechselwirkung der Gefühle zu ihr, man redete mit ihr, ließ sie teilnehmen an dem, was das Herz gerade bewegte, oder man setzte ihr Leben in Beziehung zu dem eigenen, und man suchte Sänftigung für körperliche und geistige Schmerzen bei ihr:

Der Text, den Liudprand von Cremona dem Vogelsberg gelesen, wurde schon wiedergegeben.[1]) Interessant ist eine Episode, die in dem Leben Kaiser Heinrichs IV. erzählt wird.[2]) Dieses ganze Kapitel 5, von dem an dieser Stelle zunächst nur der Schluß in Betracht käme, bildet eine für jene Zeit so ausgezeichnete, novellistisch abgerundete kleine Erzählung, daß es hier ganz eingeschaltet werden möge: „Es war eine Stadt in Sachsen, die, weil sie die Sache des Königs in gesegneter Entwicklung sah, sich zu seiner Partei bekehrt hatte, im Vertrauen sowohl auf die Festigkeit des Ortes wie auf den königlichen Beistand. Die sächsischen Großen nahmen das übel und belagerten die Stadt. Ekbert aber, erfüllt von der Hoffnung, die Regierung zu erhalten, und bestrebt, dem ersehnten Ziel näher zu kommen, zog mit einer größeren Streitmacht als alle andern zu jener Belagerung und folgte den vorausgeschickten Truppen mit wenigen Begleitern selbst nach. Er hatte von der Heerstraße abgelenkt, um nicht etwa in fremde Hände zu geraten; denn keiner ist so mächtig, daß er der Widersacher entbehrte und nicht feindliche Nachstellungen zu befürchten hätte. Ein versteckter Pfad geleitete ihn durch ein Gehölz. Wie geheimnisvoll, o Gott, sind deine Gerichte; in wie wunderbarer Folge verbirgst du, was du tun willst, und enthüllest, was du verborgen hast! Die Glut der Nachmittagssonne brannte auf Roß und Reiter, und die Schwüle regte, wie es zu geschehen pflegt, den Durst an. Überdies beschlich die Ermüdeten so große Schläfrigkeit, daß sie die schlummerträgen Hälse neigten und die Pferde mit schlaffen Zügeln frei ihres Weges zogen. Nicht ferne erblickten sie in einer Waldeinsamkeit eine alleinstehende Mühle. Hier kehrten sie ein und überließen sich dem Schlafe, nachdem sie den Müller entsandt hatten, damit er ihnen, den Durst zu stillen, einen Trunk aus dem Dorfe hole. Dieser beeilte sich mit dem Schlauch auf den Schultern, als ihm einige zur erwähnten Belagerung ziehende Schildknappen begegneten,

---

1) Siehe S. 42. 2) Script. Rer. Germ.; Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 12. Jahrh., Bd. II.

die im stillen Freunde Königs waren, obwohl sie zur Gegenpartei zählten; von ihnen gefragt, woher er komme, wohin er gehe, weshalb er sich so außer Atem laufe, nannte er ihnen, da er keinen Grund hatte, zu verheimlichen, was er wußte, seinen Gast und den Zweck seines Weges. Betroffen, war es vor Schrecken oder vielmehr vor Freude? überlegten sie, was zu tun sei. Wie gefährlich und andererseits wie lohnend, wie wacker, rühmlich und pflichtgetreu es wäre, einen so bedeutenden Gegner des Königs zu erlegen; die Gelegenheit sollte sich nicht vergebens geboten haben; die geübte Tapferkeit bewähre sich in den größten Gefahren, so feuerten sie gegenseitig ihren Mut an und eilten spornstreichs nach der Mühle; ihre Wünsche eilten ihren Pferden noch voran. Es setzte einen Kampf, der lange Zeit hartnäckig und zweifelhaft war, denn die Parteien waren sich an Beherztheit und Anzahl gleich, und wie die einen des Ruhmes wegen, so stritten die andern für ihr Leben. Doch das Glück des Königs siegte, und sein wildester Feind lag darnieder, nicht im Felde, sondern schimpflich in einer Mühle getötet. Allzu glücklich und viel genannt bist du, Mühle, die du nicht durch dein bewegliches Geschäft, sondern durch deinen Ruhm die Menschen hinlockst und ihnen klappernd jenen Streit erzählst und erzählend klapperst — felix nimium es, et multi semper nominis, mola, ad quam trahit homines non tam tuum volubile officium, quam fama; quae et molendo pugnam illam narras, et narrando molis."

Uffing läßt in seinem Lobliede zum Preise des hl. Liudger[1]) selbst die grünenden Ufer der fischreichen Ruhr, die waldigen Berge und die steilen Felsen das Lob Liudgers verkündigen, und Froumund fordert in einem Gedicht[2]), das er zu Ehren seines Besuchs verfaßt hat, den Herzog Heinrich von Bayern, der nachmalige Kaiser Heinrich II., Tegernsee abstattete, alles, was laufen kann, auf: Kinder, Greise und selbst das Wild aus den Bergen, zur Begrüßung des Herzog heranzueilen.

„Wetteifernd lauft ihr Kinderlein herbei!
Wir Brüder singen süße Lobgesänge!
Heil unsrem Herzog, der an Ruhme reich,
Gesegnet möge sein in Ewigkeit!
Gebeugt und zitternd laufe selbst der Greis,
Wenn langsam auch, zu diesem Schauspiel her!
Es eile alles Volk, das sprechen kann,
Bewundernd lob' es, was es nie gesehen.

1) Geschichtsquellen des Bistums Münster, Bd. IV, S. 223, Vers 44.
2) Pez, Thes. VI: Froumundi Coenobitae Tegernseensis Poematica, Nr. 9.

Der Kinder Schar erklettere die Zäune,
Des Hauses Dach, damit sie solches blicken!
Es mögen die gehörnten Hirsche kommen
Von ihren Bergen her von allen Seiten
Und jede Art von Wild aus seinen Klüften!
Legt eure moosigen Gewänder ab
Ihr, dieser Wälder königliche Bürger
Und werfet Purpur um und streuet Zweige ihm,
Ihr Waldbewohner! Und was irgend kann
Zu seinem Lob stimm' den Gesang es an:
„Mögst du, o Herzog, stärkster deines Stamms",
So rufet aus, „für uns erhalten bleiben,
Nie möge die Gesundheit von dir weichen,
Die wieder du erlangt, in allen Zeiten."
Ich aber fliege schwirrend, atemlos
Als eine kleine Mücke unter euch,
Und wenn auch fern, so tönt doch mit mein Summen."

Das schon angeführte Bruchstück des Liebesliedes eines Klerikers an eine Nonne führt das Erwachen des Frühlingslebens an, um die Nonne den Wünschen des Verliebten geneigt zu machen.

Hrotsuith[1]) sagt von der kinderlosen hl. Anna:

„Als sie geendet, hebt sie ihre Augen,
Und sie erblickt in eines Lorbeers Zweigen,
Wie unter süßem Zwitschern ein'ge Vögel
Mit flaum'ger Feder ihre Jungen decken.
Und als sie's schaute, sprach sie voller Trauer:
O starker Himmelskönig, der du thronest
In deinem Sternenzelt – – – – – – – – – – –
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Der gütig du als Gabe deiner Liebe
Den Fischlein, Schafen, Schlangen, allen Vögeln
An ihren Jungen hohe Freude gibst,
Du wolltest doch, vielleicht nach richt'gem Plane,
Daß unfruchtbar ich Unglücksel'ge bleibe."

Sigebert von Gembloux läßt sich über die Mühen seiner Arbeit durch den Vogelgesang wegtäuschen[2]), und der Fuchs sagt in der Ecbasis zum Löwen[3]):

„Im Garten nahe hier ist eine Eiche,
Da geh der Herr hinaus. Die müden Glieder
Soll unter dieser Eiche aus er strecken;

1) Maria, Vers 122. 2) Siehe S. 26. 3) Siehe S. 13.

Und Hunger mög er sich und Durst verjüngen
An all den Pflanzen, die er dort erblickt,
Und die es dort in jenem Garten gibt
Von jeder Art und von der größten Schönheit,
Und die benetzt ringsum mit seiner Fülle
Ein glänzend heller Quell, von dem kein Schmutz
Entfließt, denn ungetrübt von Anbeginn
Tritt er in laut'rer Helle an das Licht."

Dritter Abschnitt.

Die Natur in der Kunst.

Daß es dem 10. und 11. Jahrhundert nicht an Sinn für das Erfassen einer Landschaft im ganzen, noch an dem Vermögen schriftlicher Äußerung und auch ausführlicher Beschreibung gefehlt hat, wird aus dem früher Ausgeführten zur Genüge hervorgehen. In der Malerei dagegen beschränkt sich die Darstellung der Landschaft zumeist auf Wiedergabe von Bäumen und Wasser. Der Grund mag außer dem schon angeführten des Gebundenseins an einen bestimmten Stoff auch noch ein gewisses technisches Unvermögen sein. Der Schritt vom Sehen und Fühlen zur Darstellung ist eben beim Stift oder Pinsel noch größer als bei der Feder. Am schwersten werden dem, der kein besonderes Zeichentalent hat, wohl stets der Baumschlag und andere Teile der Landschaft beim Zeichenunterricht vorkommen, und dann geht es immerhin noch leichter, nach Vorlagen zu zeichnen — was allerdings für die Schärfe der Naturbeobachtung nicht von Vorteil ist — als nach der Natur selbst. So scheint es auch den Malern des 10. und 11. Jahrhunderts gegangen zu sein. Sie holen ihre Vorlagen aus der Karolingerzeit — wie diese auch selbst schon vielfach ihre Vorlagen gehabt — und noch lange, nachdem man in der Personenschilderung, besonders bei der Kleidung, bei der Tierdarstellung und bei der Abbildung der Gegenstände des täglichen Lebens vorwärts geschritten war, wurden die Bäume nach dem alten Schema behandelt, höchstens treten einige neue Kombinationen längst durch die Tradition geheiligter Motive auf.

Unter den Baummotiven ist eine der häufigsten Bildungen die pilzartige. Solche Bäume haben entweder eine Krone aus einem oder drei Pilzen. Dann kommt eine dreiteilige Bildung vor: drei schmale lanzettförmige Blätter sitzen an den drei Ästen. Diese beiden Elemente gehen oft in der Art ineinander über, daß in der Mitte eine pilzartige Krone

sitzt, die links und rechts ein lanzettförmiges Blatt hat. Neben diesen schematischen Bildungen stehen aber doch immerhin einige andere Elemente von naturalistischerem Charakter. So kann man z. B. hie und da einmal eine Palme erkennen, auch naturalistisch dargestellte Weinstöcke kommen vor.[1])

Der Erdboden ist schollenartig gestaltet von rotbrauner oder gelbgrüner Färbung. Wie schematisch jedoch auch diese Gestaltung ist, beweist die Tatsache, daß die Personen oft bei Innenszenen auf erdigen Boden gestellt werden, so z. B. in der Darbringung im Tempel im Perikopenbuch in Regensburg[2]), während man sie im Freien dagegen auf Goldgrund oder einfach auf den Bildrand stellt. Den Terrainstreifen belebt man auch durch Bogenlinien, die wohl die Unebenheiten des Geländes andeuten sollen. In diese Terrainstreifen werden zuweilen kleine alleinstehende Grasbüschel oder bewegte Blumenstengel eingefügt. Daneben kommt als Erdboden ein rechteckiger grüner Streifen vor, der sich von dem Goldgrund, dem einfarbigen oder Streifenhintergrund abhebt. Diese Streifenhintergründe sind zugleich auch eine Darstellung des Himmels. Es kommt ferner eine Zusammenordnung verschiedenartiger Wolkenzacken oder -ringe vor. Zwischen den einzelnen Streifen brechen hier und da noch goldene oder farbige Lichtstrahlen durch, die schräg auf die Erde fallen.

Die Darstellung des Wassers beschränkt sich fast ausschließlich auf Abbildungen vom Meersturm oder der Taufe im Jordan. Das Meer wird deshalb immer stürmisch mit Wellen, die teils in Voluten gerollt sind, teils mit mehr flachgewellten, horizontalen Streifen dargestellt. Eine verhältnismäßig lebendige Meeresdarstellung findet sich bei dem Seesturm im Codex Egberti in Trier.[3]) — Der Jordan wölbt sich durchaus wie ein Berg über dem Boden auf, der dem im Wasser stehenden Täufling ungefähr bis an die Brust reicht.

Manchmal begegnen noch Allegorien von Sonne, Mond und Winden.

---

1) Siehe auch: Brinkmann, Baumstilisierungen in der mittelalterlichen Malerei, Straßburg 1906 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 69. Heft).
2) G. Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts, Leipzig 1901. 3) Sauerland und Haseloff, Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier, Trier 1901. Fr. X. Kraus, Die Miniaturen des Cod. Egberti, Freiburg i. Br. 1884. Lamprecht, Der Bilderschmuck des Codex Egberti und des Cod. Echtern. (Jahrbuch des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, LXX. Heft.)

Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts beginnt langsam der Zersetzungsprozeß der karolingisch-ottonischen Kunst; da die in Betracht kommenden Naturgegenstände aber noch lange nicht von der Umwandlung berührt werden, so ist sie für diese Arbeit nicht von Belang oder nur insofern, als die Tierdarstellungen, die gegenüber der Karolingerzeit sehr zurückgetreten waren, wieder häufiger werden.

Neben den mehr offiziellen Werken kommen einzelne mehr volkstümliche Leistungen vor, die, weil sie unabhängiger von den Vorbildern geschaffen, viel selbständiger und daher für den späteren Beschauer reizvoller und für das zu behandelnde Thema ergebnisreicher sind. Ein in dieser Periode an Bilderreichtum und auch in sonstiger Hinsicht vielfach einzig dastehendes Werk dieser mehr volkstümlichen Richtung ist ein Psalterium[1]) auf der Stuttgarter Staatsbibliothek, und es lohnt sich deshalb, etwas näher darauf einzugehen: Der Boden besteht aus grünen geraden Streifen oder gelblichen mit braunen Querstrichen. Öfters kommt hügeliges Gelände vor; von Zeit zu Zeit taucht auch ein meist rechts in der Ecke des Bildes aufsteigender Berg auf. Die Berge prangen freilich in allen Farben, wie überhaupt vielfach auch Tiere, z. B. Pferde, wohl im ganzen richtig gezeichnet, aber ganz willkürlich und naturwidrig koloriert werden. Die Hintergründe sind einfarbig blau, violett, grün, oder sie werden von farbigen Streifen gebildet aus zweierlei blau, blauviolett, blaugrün, violettrötlich. Der gewellte verschiedenfarbige Himmelsstrich fehlt auch nicht. Einmal folgen die Farben: dunkelrot, hellrot, gelb, blau, violett aufeinander, so daß man fast annehmen kann, dem Maler habe ein glühender Abendhimmel vorgeschwebt. — An Bäumen kommen sechs Arten vor, neben den mehr typischen Formen mit der pilzförmigen Krone und der Art, bei der am Ende eines Astes ein Blatt sitzt, stößt man dreimal auf den Versuch, eine buschige Krone darzustellen mit Andeutung einzelner Blätter innerhalb der Laubmasse. Zwei Bäume kommen vor, die jedenfalls Nadelhölzer vorstellen sollen, dann eine Palme von auffallend guter Bildung. Die Farbe ist im allgemeinen gleichmäßig grün, doch ist manchmal der Stamm etwas dunkler gehalten. Gut sind ferner einige Weinstöcke und einige Getreidehalme. — Verschiedene Male kommen Flüsse und Quellen vor, die wirklich — im Gegensatz zu den offiziellen Wasserdarstellungen — die Vorstellung eines langen, das Bild durchschneidenden Wasserarmes erwecken. Die Farben sind weiß und blau.

1) Bibl. fol. 23.

Geradezu einzigartig ist der Reichtum an Tierdarstellungen Während man sich bei den Bäumen meist fragen muß, welche Gattung vorgestellt sein soll, erkennt man bei den Tieren sofort jedes einzelne. Das Pferd mit 23 Darstellungen trägt numerisch den Sieg davon; dann finden sich Hunde, Ziegen, Löwen, Esel, Ochsen, Schafe, Hirsche, eine Stute mit ihrem Füllen, Eber, Adler, Schlangen, ein Bär, ein Kamel, ein Einhorn, ein Seeungeheuer, Gänse, Enten, Störche, Kraniche, Tauben, kleinere Vögel, eine Möwe. Im Wasser schwimmen Fische. Besonders auffallend ist die Wiedergabe einzelner, ganz kleiner Tierchen wie von Fröschen, Heuschrecken, Schnaken. Auf einem Baume kriecht ein großer Käfer, ein anderes Tierchen könnte eine Wanze vorstellen; am merkwürdigsten sind ein paar Gebilde im Meer, die wohl Quallen veranschaulichen sollen.

Abgesehen von den Einzeldarstellungen finden sich einige Anklänge an etwas größere Landschaften; so begegnet man einmal einem Hirsch, der an einer Quelle seinen Durst löscht. Rechts von der Quelle erhebt sich ein mächtiger Fels, und links im Hintergrund steht ein Baum.

Schlußzusammenfassung.

Durch das in der vorliegenden Arbeit niedergelegte Material dürfte wohl genügend bewiesen sein, daß die Meinung von dem fehlenden Naturgefühl des frühen Mittelalters unhaltbar ist. Es gibt tatsächlich ein Naturgefühl im 10. und 11. Jahrhundert. Freilich tritt es nicht so mannigfaltig und fein abgestuft aus den Quellen hervor wie das moderne, wobei noch einmal darauf hingewiesen werden muß, wie verhältnismäßig wenig damals geschrieben wurde, daß mit verschwindenden Ausnahmen ausschließlich Angehörige des geistlichen Standes schrieben, und daß von dem Geschriebenen vieles verloren gegangen ist. – Mag es jener Zeit an Ausdehnung des Naturgefühls im Vergleich zu unserer gefehlt haben, manche unserer Ahnen aus dem 10. und 11. Jahrhundert standen uns wohl kaum an Empfindungsfähigkeit, nach der Tiefe gemessen, nach. Und wie natürlich ist es, daß die Ausdehnung des Naturgefühls beschränkter sein mußte! Meistens fürchtet man, was man nicht kennt, oder wogegen man sich nicht wehren kann, und was man fürchtet, das liebt man nicht. Für viele Dinge und Erscheinungen hatte der mittelalterliche Mensch keine Erklärung, und dessen müssen wir eingedenk sein, wenn wir allzu schnell geneigt sind, gleich in unserem

Sinn einen Mangel an liebevollem Interesse oder bewunderndem Verständnis zu behaupten. Übrigens hindert die Furcht oder das Unbehagen jene Menschen durchaus nicht daran, oft recht anschauliche Schilderungen des Gefürchteten zu geben.

Wir sahen, daß den Gestirnen[1]) Bewunderung entgegengebracht wurde mit Ausnahme der Kometen, die nur Furcht erweckten, weil sie für jene Menschen eine unerklärliche und daher unheimliche Erscheinung waren. Wir bemerkten, daß das Meer[2]) nur nach seiner verderblichen stürmischen Seite erwähnt wird: Es war damals ein weit größeres Wagnis als heutzutage, sich seinen Fluten anzuvertrauen. Wir konnten feststellen, daß im wesentlichen nur von der Nacht[3]) „schauerlichem Dunkel" berichtet wird, wofür wir die Erklärung in der damals größeren Unsicherheit und Einsamkeit der Gegenden und in dem häufig entsetzlichen Zustand der Wege zu suchen haben. Wir haben gelesen, wie die Hirten, die im Walde Irrlichter[4]) sahen, mit Zittern dem Maier ihres Hofes von dem schimmernden „Wunder" berichten. Wir beobachteten, daß der damals noch einsame und wilde Schwarzwald, daß insbesondere die Alpen[5]), die sovielen nur einen äußerst schwierigen Übergang gestatteten, einzig unter dem Gesichtspunkt ihrer Gefährlichkeit betrachtet wurden. Und trotzdem fehlte der Sinn für die Bergwelt nicht![6]) Sahen wir doch zum Beispiel Anno von Köln nach seinem „geliebten Berg" – dilectum sibi montem – ziehen und hörten Sigebert von Gembloux ausrufen:

„Wer kann den Berg, der überragt die Stadt,
Dem Aug' ein Labsal, je genug bewundern?"

Wir folgten dem Verfasser des Chronikon S. Michaelis, wie er ausführlich die bergige Südseite seines Talabschlusses beschreibt, von der er besonders die „schöne Ebenmäßigkeit ihres Aufbaus" rühmt.

Lehrreich ist der Wechsel der Empfindung auch dem Wald[7]) gegenüber. Er wird begreiflicherweise gefürchtet, wenn er so wild und düster ist, daß er seinem Beschauer als „cubile draconum" erscheint; andererseits wird der Wald als Schmuck einer Gegend angesehen und veranlaßt zu Vergleichen wie zu dem Sigeberts von Gembloux, der von seiner thebeischen Legion sagt, „sie stehe so anmutig wie kein Wald zur Frühlingszeit". Daß übrigens auch ein Gefühl für Schauerlich-Schönes nicht

1) Siehe S. 19. 2) Siehe S. 32ff. 3) Siehe S. 27. 4) Siehe S. 64.
5) Siehe S. 43ff. 6) Siehe S. 38ff.. 7) Siehe S. 7ff.

fehlte, zeigt die Erzählung von den zwei befreundeten Bischöfen von Augsburg und Konstanz, die das wilde Schauspiel des Rheinfalls bei Schaffhausen bewundern.[1])

Daß der Winter, gegen den man sich im 10. und 11. Jahrhundert weit weniger zu helfen wußte als im zwanzigsten, ein dementsprechendes Echo fand, ist entschuldbar. Mancher, der mit einem absprechenden Urteil schnell bei der Hand ist, würde wohl milder richten, wenn er wie der Mann mit den Galoschen des Glücks um einige Jahrhunderte zurück, mitten in den „horror nivium" eines Winters im 10. oder 11. Jahrhundert versetzt würde. Das vollste Gefühl für die winterliche Schönheit ist außerdem in breiteren Schichten auch bei uns Modernen wohl erst neuerdings erstanden.

Woran sich der Mensch des 10. und 11. Jahrhunderts freuen konnte, daran freute er sich auch. Ihm kommt der Lenz mit „jeglichem Entzücken" trotz aller Winterstürme[2]), er hat ein offenes Auge für die Blumen, die er gerne zu Vergleichen benutzt.[3]) Es gab Menschen, die einen Baum „von wunderbarer Schönheit höchlichst bewundern" konnten[4]); andern genügt schon ein bloßer Baumstrunk.[5]) Der Abt Witigowo von Reichenau legt ein Gärtchen an, das mit dem Ausdruck „lichtes irdisches Paradies" bezeichnet wird.[6]) Die wiederholte Anwendung des Paradiesvergleiches ist überhaupt für jene Zeit ein Gradmesser der Empfindung. Mehr als heutzutage wurde damals den Menschen gesagt, daß die Freuden dieser Welt nichts seien gegen die Herrlichkeiten im Jenseits. Ein Schriftsteller muß also zweifellos von der Schönheit eines Stückes Natur besonders tief berührt sein, wenn ihm bei seinem Anblick der Gedanke kommt, so müsse es im Paradiese sein. „O wunderbarer königlicher Sitz," ruft Abt Richerus aus (nachdem er eine Schilderung der landschaftlichen Umgebung von Metz gemacht).[7])

„Wie schön und fruchtbar bist du, engelgleich,
Und jedem Blick ein ird'sches Paradies
Durch deine Früchte, deiner Blumen Fülle!"

Der Gründer des Klosters St. Martin findet einen Ort, der ihm nach seiner landschaftlichen Lieblichkeit „ein Teil des Paradieses" zu sein scheint[8]), und Heinrich II. nennt Sachsen einen „blumenreichen Para-

1) Siehe S. 35. 2) Siehe S. 28. 3) Siehe S. 14ff. 4) Siehe S. 13.
5) Siehe S. 13. 6) Siehe S. 68. 7) Siehe S. 49. 8) Siehe S. 41.

diesesgarten".[1]) Noch andere Ausdrücke zeigen den Grad des geäußerten Gefühls an. Der ist „ergriffen"[2]) von der Schönheit eines Ortes, jener „labt sein Auge"[3]) am Beschauen eines Berges, ein dritter „erfrischt seine ermüdete Seele"[4]) an der Natur, wieder ein anderer soll sich an ihrem Anblick „erholen".[5]) Wie sehr man gerade einer Naturstimmung zugänglich war, zeigt besonders die frische Morgenschilderung des Sigebert.[6])

Man setzt ferner die Natur in Beziehung zum menschlichen Leben: die hl. Anna wird sich ihrer Kinderlosigkeit doppelt bewußt, als sie die Vögel ihre Jungen ätzen sieht[7]); der Kleriker weist auf das neu erwachende Leben im Frühling, um die Nonne seiner Liebe geneigt zu machen.[8]) Auch persönliches Leben verleiht man der Natur. In der Vita des hl. Ulrich „lächelt ein Ort dem Beschauer mit seiner lockenden Schönheit zu" und „belohnt durch Fruchtbarkeit die Pflege, die man ihm angedeihen läßt."[9]) Der Verfasser des Lebens Heinrichs IV. preist die in einer Waldeinsamkeit allein stehende Mühle glücklich, „die nicht durch ihr bewegliches Geschäft, sondern durch ihren Ruhm die Menschen anlocke und ihnen klappernd jenen Streit erzähle und erzählend klappere."[10]) Uffing läßt die grünenden Ufer der fischreichen Ruhr, die waldigen Berge und die steilen Ufer das Lob des hl. Liudger verkündigen[11]), und Froumund fordert neben groß und klein, alt und jung auch das Wild aus den Bergen und die Bäume des Waldes, „seine königlichen Bürger", auf, dem Herzog Heinrich zu huldigen.[12])

Und nun zum Schluß ein letztes: die „leidenschaftliche Sehnsucht" nach der Natur ist wohl bei den modernen Menschen am meisten vorhanden, die in die großen Städte gebannt sind. Wenn man nur Steinmauer an Steinmauer sieht, so ist es doppelt begreiflich, daß das Auge nach einem grünen Fleckchen lechzt, und daß durch den Gegensatz ein gewisser Überschwall der Gefühle erzeugt wird. Eine derartige Natursehnsucht war bei den Menschen jener Zeit nicht dauernd so bedingt wie in modernen Zeiten. Ein Gefühl, das befriedigt wird, bewegt sich in ruhigeren und nach außen weniger sichtbaren Bahnen, und so fällt von selbst eine gewisse leidenschaftliche Unruhe, die die Folge des Entbehrens ist, bei jenen Menschen weg. Daß sie übrigens auch bei ihnen vorkommt, sobald analoge Bedingungen vorhanden sind, zeigt

1) Siehe S. 17. 2) Siehe S. 48. 3) Siehe S. 42. 4) Siehe S. 41.
5) Siehe S. 77. 6) Siehe S. 26. 7) Siehe S. 77. 8) Siehe S. 29.
9) Siehe S. 63. 10) Siehe S. 76. 11) Siehe S. 76. 12) Siehe S. 76.

allein der eingesperrte junge Mönch in St. Gallen, der zum Glockenturm des hl. Gallus emporsteigt, „damit er wenigstens, da ihm das Gehen verboten war, mit seinen Augen die Berge und Gefilde ringsum erblicke und so seiner unsteten Seele Genüge tue“ [1]). Diese Erzählung deutet an, daß ein Gefühl für die Ferne vorhanden war, daß es Menschen gab, die sich nicht nur an den schönen Einzelheiten der Natur erfreuten, sondern denen es auch möglich war, eine Landschaft als Ganzes zu erfassen. Diese Fähigkeit haben wir auch noch bei anderen gefunden; bei dem Verfasser des Chronikon St. Michaelis [2]), vor allem bei Sigebert von Gembloux mit seiner poetischen Beschreibung von Metz.[3])

Mit einem Bilde sei diese Arbeit beendet. Wie eine dürre Heide erscheinen auf den ersten Eindruck die dicken Bände, in denen die alten Schriftsteller gesammelt sind. Schon ist man nahe daran, die Hoffnung aufzugeben, als könne hierher der Duft einer Blume oder das Klingen eines Quells dringen. Da stößt man plötzlich auf eine Knospe in der Öde. Man sucht ermutigt weiter und findet neue Knospen – der Blick schärft sich, da und dort ist eine voll aufgeblühte Blume; manchmal zeigt sich sogar ein Gärtchen voll Vogelsang und Quellenrauschen, und schließlich gelangt man noch hier und da auf einen kleinen Hügel, von dem sich ein hübscher Ausblick auf einen grünen Wald bietet, in den man zwar noch nicht hineinsieht, der aber dem Sinn seine verborgenen Herrlichkeiten ahnen läßt.

---

1) Siehe S. 71, 2) Siehe S. 66. 3) Siehe S. 50.

Literaturverzeichnis.

(Mit den angewandten Abkürzungen.)

AA. SS. = Acta Sanctorum.

Böhmer, Fontes = Böhmer: Fontes Rerum Germanicarum.

Ebert, A.: Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Bd. III, Leipzig 1887.

Grimm und Schmeller = J. Grimm und A. Schmeller: Lat. Gedichte des 10. u. 11. Jahrhunderts, Göttingen 1838.

Jaffé, Bibl. Rer. Germ. = Jaffé: Bibliotheca Rerum Germanicarum.

Janitschek, H.: Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890.

Kämmerer, L.: Die Landschaft in der deutschen Kunst bis zum Tode Dürers. Leipzig 1880.

Kelle, L.: Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert. Bd. II. Berlin 1896.

Kögel, R.; Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Bd. I, 2, Straßburg 1897.

Lübke-Semrau: Die Kunst des Mittelalters. Stuttgart 1901.

MG. SS. = Monumenta Germaniae Historica, Scriptores.

Müllenhoff und Scherer = Müllenhoff und Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.–12. Jahrhundert. Bd. I, Berlin 1892.

NA. = Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde.

Pez, Thes. VI = Pez: Thesaurus Anectodorum Novissimus. Bd. VI.

Script. Rer. Germ. = Scriptores Rerum Germanicarum, in usum scholarum ex monumentis Germaniae recusi.

Springer, A.: Die deutsche Kunst im 10. Jahrhundert. (Westdeutsche Zeitschrift, Jahrgang III, Heft 3).

Wattenbach: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Bd. I, 7. Aufl., Stuttgart und Berlin 1904, Bd. II, 6. Aufl., Berlin 1894.

Lebenslauf.

Ich, Gertrud Stockmayer, bin geboren zu Stuttgart am 4. Februar 1880 als Tochter des verstorbenen Rechtsanwalts Eugen Stockmayer und seiner Gattin Alwine Stockmayer, geb. Hartmann. Ich besuchte das Kgl. Katharinenstift und später eine Privatschule. Von 1900—1904 absolvierte ich das Stuttgarter Mädchengymnasium und studierte dann von 1904—1908 in Tübingen Geschichte.

Allen meinen Lehrern sei an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt, insbesondere Herrn Professor Dr. Goetz, der mich zu dieser Arbeit angeregt hat.